

"(K)ein Job – und was dann?"

Berufliche und biografische
Optionen junger
Frauen und Männer



Ergebnisse und Handlungs-
empfehlungen des Fachtags
am 27. 11. 2002 in Stuttgart



Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
<hr/>	
Dokumentation der Fachvorträge	6
<hr/>	
Patricia Pfeil	
Finden oder gefunden werden - Biographische und berufliche Wege von Frauen .....	.6
Franz Josef Krafeld	
Noch immer: Arbeiten und die Familie ernähren?	
Berufs- und Lebensorientierung von Jungen als Thema und Aufgabe der Jugendsozialarbeit .....	.12
<hr/>	
Dokumentation der Workshops	18
<hr/>	
Axel Pohl, Barbara Stauber	
„... und dann merkst Du, Du bist auch was besonderes“	
Partizipation – Motivation – informelles Lernen: Elemente einer geschlechtsbezogenen	
Unterstützung für junge Frauen und Männer im Übergang .....	.18
Sabine Keller, Jutta Sommer	
„Fit for school“ – Projekt „BVJ-Klasse für Schülerinnen mit auffälligen Fehlzeiten“ .....	.24
Wolfgang Carl	
„Ready-Steady-Go“	
Motivation - biografische Optionen – Vernetzung: Ein biografisches (Karriere-) Planspiel im	
Übergang Schule Beruf als eine pädagogische Methode des biografieorientierten Coachings .....	.28
Beate Maas, Rita Neubauer	
Wer eine Wahl hat, hat viele Optionen – Ergebnisse und fachliche Perspektiven der Mädchenwerkstatt Mannheim .....	.32
Johannes Jacobsen	
Übergänge gestalten – Aktivierende und motivierende Beratung mit Jugendlichen .....	.38
Antje Maichl, Hans Weiß	
Integration und Qualifizierung durch Kulturarbeit - Kreative Wege in Arbeit .....	.42
<hr/>	
Handlungsempfehlungen aus Sicht der LAG Mädchenpolitik und der LAG Jungenarbeit	46
<hr/>	
Rainer Oberländer, Reiner Weik	
Berufsorientierung als Lebensorientierung und Vermittlung von Lebenskompetenz –	
Eindrücke zum Fachtag aus Sicht der LAG Jungenarbeit Baden-Württemberg .....	.46
Margarete Finkel	
Von der normativen zur lebensweltlichen Perspektive – Konsequenzen aus der Tagung für	
Mädchenarbeit und Mädchenpolitik aus Sicht der LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg .....	.48
<hr/>	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	52
<hr/>	
Impressum .....	.53

Einleitung

Die LAG Mädchenpolitik und die LAG Jungenarbeit Baden-Württemberg – die beiden Landesarbeitsgemeinschaften, die sich für die Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen in der Kinder- und Jugendhilfe nach § 9 Abs. 3 KJHG und § 12.3 LKJHG einsetzen – stehen in regelmäßigem inhaltlichem Austausch. Im Jahr 2002 haben wir uns erstmals zur Durchführung eines gemeinsamen Fachtags entschlossen.

Der Fachtag „(K)Ein Job – und was dann? Berufliche und biographische Optionen junger Frauen und Männer“ am 27. 11. 2002 in Stuttgart zielte darauf ab, die Erwartungen, Wünsche und Chancen von Mädchen und Jungen in Hinblick auf ihre Berufs- und Lebensgestaltung geschlechterdifferenziert zu betrachten. Dieser Zugang erschien uns innovativ und zukunftsweisend, weil Geschlechterbezüge in der Berufsorientierung bislang eher separat jeweils ausschließlich für Jungen oder für Mädchen thematisiert wurden (oder in koedukativen Zugängen tendenziell latent blieben). In einem gemeinsamen geschlechterbezogenen qualifizierten Gesprächsforum sollten deshalb insbesondere positive Modelle aufgegriffen werden, die für Mädchen oder Jungen neue berufliche und biographische Optionen darstellen.

Der Fachtag richtete sich insgesamt an Frauen und Männer, die ein Interesse an geschlechtsspezifischen Fragestellungen mitbrachten und die mädchen- und jungenbezogene Fragestellungen in einem gemischtgeschlechtlichen Kontext diskutieren wollten. Angesprochen waren vor allem Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den Bereichen Schule, Jugendberufshilfe, Jugendarbeit und Jugendhilfe.

Mit der Frage der Gestaltung beruflicher Optionen war das Thema des Fachtags in einem zentralen Lebensbereich von Jugendlichen und jungen Erwachsenen verortet. Dort gibt es auf der einen Seite deutlich geschlechtsspezifische Implikationen – etwa in den Bereichen der Berufswahl, der beruflichen Chancen oder der biographischen Verläufe. Auf der anderen Seite sehen wir in Zeiten einer Annäherung biographischer Vorstellungen von Mädchen und Jungen etwa in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familienaufgaben und Berufstätigkeit oder hinsichtlich einer

partnerschaftlichen Verteilung von Aufgaben (vgl. Shell-Studie 2000) genügend Anhaltspunkte für einen geschlechterübergreifenden Diskurs. Interessant erschien uns gerade eine Betrachtung und Abgrenzung der gemeinsamen und der spezifischen Lebenslagen von Mädchen und Jungen.

Unter diesen Vorzeichen sollten im Rahmen des Fachtags geschlechtsbezogen ungleich verteilte Ressourcen sowie eingeschränkte, verwehrt oder verschüttete Zugänge an der Schnittstelle zwischen beruflichen und biographischen Optionen herausgearbeitet werden. Daneben sollte auch insbesondere thematisiert werden, wo positive Erfahrungen vorliegen und wie moderne Vorstellungen einer Geschlechterbalance von jungen Frauen und Männern aufgenommen sowie gelingend und nachhaltig umgesetzt werden können.

Unter einer Perspektive des Gender Mainstreaming wurden bei dem gemeinsamen Fachtag der LAGs unter anderem Bereiche wie Schule, Jugendberufshilfe, Jugendarbeit und Jugendhilfe mit ihren jeweiligen strukturellen Bedingungen in den Blick genommen, um einen entsprechenden Entwicklungsbedarf sowie Entwicklungspotenziale herauszuarbeiten.

Das gemischte Vorbereitungsteam hatte im Vorfeld gemeinsame Leitfragen und thematische Linien des Fachtags herausgearbeitet:

- Welche Konzepte von Arbeit und Berufstätigkeit entwickeln Mädchen und Jungen, welche Bedeutung haben sie für ihre aktuellen Geschlechterkonstruktionen?
- Welche Auswirkungen haben die Veränderungen der Arbeitsgesellschaft und die damit veränderten Anforderungsprofile auf Mädchen und Jungen?
- Welche Ableitungen lassen sich aus einer geschlechtsbezogenen qualifizierten Analyse des vorliegenden statistischen Datenergebnisses gewinnen?
- Wie wirken sich Technologisierung, Qualifizierungsbedarf und Ausleseverfahren auf Mädchen und Jungen aus?

- Welche positiven berufsbezogenen Entwicklungen und Veränderungen werden angeregt, welche neuen Optionen werden eröffnet, welche neuen Risiken entstehen?
- Auf welche förderlichen oder hinderlichen Bedingungen treffen moderne biographische Optionen von Mädchen und Jungen etwa in Bezug auf die Vereinbarkeitsfrage?
- Welche Übergangsrisiken, welche Brüche und Brechungen sind auszumachen?
- Wie und wo gehen berufliche und biographische Optionen von Mädchen und Jungen zusammen, wo nicht?
- Wie integrieren Mädchen- und Jungenarbeit berufliche Perspektiven von Mädchen und Jungen?

Darüber hinaus ging es uns um die geschlechterbezogenen professionellen Implikationen auf der Ebene der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch der jeweiligen Organisationen und für das System der Übergangshilfen, der Berufsvorbereitung und -orientierung und der Jugendberufshilfe. Dieses System ist zurzeit selbst einem Prozess des Umbaus und der Weiterentwicklung unterzogen. Gerade auch wenn es deshalb oft so scheinen mag, als ob es Wichtigeres und überlebensnotwendigere Themen gibt als Geschlechterdifferenzierung, so halten die beiden LAGs an der die Angebote und Maßnahmen qualifizierender Wirkung einer geschlechterbezogenen Reflexion in diesem Arbeitsfeld fest.

So finden sich einige Antworten auf diese Fragen in den hier dokumentierten Vortragstexten, in erweiterten und ergänzten Workshopberichten sowie in Beiträgen der LAGs, die die Ergebnisse des Fachtags fokussieren.

Wir danken an dieser Stelle allen, die zum Gelingen des Fachtags beigetragen haben und die uns ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Der Dank gilt auch der vhs Stuttgart als Kooperationspartnerin für diese Veranstaltung sowie dem Sozialministerium und dem Ministerium für Kultur, Jugend und Sport des Landes Baden-Württemberg, die die Durchführung des

Fachtags bzw. die Erstellung der vorliegenden Handlungsempfehlungen finanziell unterstützt haben.

Unserer Meinung nach war der erste gemeinsame Fachtag ein guter Erfolg – sowohl in Bezug auf die Kooperation der LAGs wie auch bei der inhaltlichen Aufarbeitung von Themen der Berufsorientierung und Lebensplanung von jungen Frauen und Männern.



Das entnehmen wir auch einigen positiven Rückmeldungen aus dem Kreis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Das durchgängige Prinzip einer doppelten Geschlechterdifferenzierung – Was ist spezifisch für Jungen und Mädchen? Was sind gemeinsame Themen, Lebenslagen und Sozialisationsbedingungen? – hat sich bewährt und kann als modellhaft gelten. Eine spätere Wiederholung bei Fachtagen, Seminaren usw. ist also nicht ausgeschlossen.

Finden oder gefunden werden – Biographische und berufliche Wege von Frauen

Fast durchgehend gilt, dass die Möglichkeiten für junge Frauen nie umfangreicher waren, ihre Chancen nie besser. Und in der Tat: In der jungen Generation sind Frauen besser gebildet, Mädchen stellen mehr Abiturientinnen als junge Männer und sind unter den Jugendlichen, die die Schule ohne Abschluss verlassen, in der Minderheit. Sie absolvieren im gleichen Umfang wie Jungen eine Ausbildung und nehmen ebenso häufig ein Studium auf wie junge Männer. Alles also in bester Ordnung? Nicht ganz. Denn junge Frauen konzentrieren sich auf wenige Berufe und Studienfächer, sie sind in Deutschland vor allem im schulischen Ausbildungswesen überrepräsentiert, im dualen System dagegen deutlich unterrepräsentiert. Schon während der Ausbildung stellen sich also Weichen. Schulische Ausbildungen kosten Geld, Lehren bringen Geld. Auch die Absicherung und Chancen nach der Ausbildung sind ungleich verteilt. Eine Ausbildung im dualen System birgt trotz schwieriger Arbeitsmarktbedingungen die größten Chancen auf eine Anstellung nach der Ausbildung; die beruflichen Vollzeitschulen sind dagegen oftmals eine Art „Warteschleife“, die den Schritt in den Beruf verzögert (Nissen/Keddi/Pfeil 2003). Und nicht zuletzt: Frauen können ihren Bildungsvorsprung nicht in berufliche Plazierungen umsetzen.

Zwischen neuer Optionsvielfalt und alten Zwängen

Doch nicht allein die Berufsfindung ist ein zentrales Thema für die jungen Frauen. Sie befinden sich in einer Lebensphase, in der sie sich mit verschiedenen, tradierten wie modernisierten Frauenleitbildern auseinandersetzen müssen (Keddi/Pfeil/Strehmel/Wittmann 1999, Oechsle 1998). Die aktuellen, allgemein anerkannten Leitbilder für junge Frauen lassen sich kurz zusammenfassen in das eher als traditionell geltende Dreiphasenmodell und das „modernisierte“ Frauenbild der Mutter, die auch berufstätig ist, also der sogenannte „doppelte Lebensentwurf“ von Frauen. Für die jungen Frauen heißt dies, nicht nur ihren zukünftigen Berufsweg planen zu müssen oder über künftige Partnerschafts- oder Familienmodelle nachzudenken, sondern ihre individuellen Vorstellungen in Übereinstimmung mit den kollektiven Leitbildern und gesellschaftlichen Vorgaben zu bringen. Und diese sind nicht nur sehr unterschiedlich, sondern oftmals auch ausgesprochen widersprüchlich. Diese Uneindeutigkeit verlangt von den jungen Frauen ein hohes Maß an individueller Orientierung (Dausien 1996, Geissler/Oechsle 1996). Sie suggerieren eine Vielfalt an Optionen und eine breite Machbarkeit: Frauen schaf-

fen ein gemütliches Heim, bekommen wohlzogene Kinder und gehen – so das Leitbild des doppelten Lebensentwurfs – nebenher einem gutbezahlten Job nach. Ist er weniger gut dotiert, typischerweise in Teilzeit, verfügen sie über einen Partner der mit seinem Einkommen die Familie ernähren kann und will. Dass er sie nie verlässt, sie diese Partnerschaft lebenslang aufrechterhalten wird, ist diesem Bild inhärent. In der Praxis – und gerade, aber nicht nur der sozialen Arbeit – sieht es anders aus. Hier begegnen uns Mädchen und Frauen, deren Optionen weit weniger vielseitig sind. Mädchen und Frauen, die Schwächen und Stärken haben und ihren Alltag meistern, irgendwie. Oder auch nicht. Sie haben oftmals begrenzte Ressourcen und stoßen auf gesellschaftliche Strukturen, die diesen Mangel an Ressourcen betonen und verstärken.

Gesellschaftliche Leitbilder und Vorstellungen gehen also nicht gerade konform mit der banalen statistischen Realität. Dort finden sich beispielsweise zahlreiche Frauen, die in schlecht bezahlten und wenig anerkannten Frauenberufen arbeiten, Frauen, die aufgrund mangelnder Ressourcen keinen Beruf haben oder bekommen werden, Frauen, die allein erziehend und versorgend sind. Diese Liste ließe sich fortsetzen. Sie lässt sich aber auch ergänzen um Frauen, die auch unter ungünstigen Lebensbedingungen zufrieden leben und ihr Leben auch unter weniger idealen Bedingungen gestalten.

Frauen können – genau wie Männer – nicht als homogene Gruppe betrachtet werden, ihre Bedürfnisse lassen sich nicht verallgemeinern. Sie sind höchst unterschiedlich und so wirken auch die unterschiedlichen Rahmenbedingungen auf die Frauen nicht in gleicher Weise. Es lassen sich jedoch Gemeinsamkeiten zwischen Frauen finden, die weniger auf die allgemeine Lebenssituation, sondern eher auf grundsätzliche Vorstellungen, Pläne und Ziele in ihrem Leben hinweisen und ihre individuellen biographischen Wege strukturieren, die „Lebensthemen“.

Lebensthemen junger Frauen

Die Lebensthemen sind das Ergebnis der Untersuchung „Entwicklungsprozesse familialer und beruflicher Lebenszusammenhänge junger Frauen“, gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Sie wurde über einen Zeitraum von sieben Jahren mit 125 Frauen aus Bayern und Sachsen am Deutschen Jugendinstitut München (DJI) durchge-

führt (Keddi/Pfeil/Strehmel/Wittmann 1999). Von Interesse war dabei herauszufinden, wie junge Frauen ihr Leben entwerfen und gestalten, die sich in einer Lebensphase befinden, in der wichtige Entscheidungen und Statusübergänge anstehen. Hintergrund ist die Annahme der aktuellen Biographieforschung, die davon ausgeht, dass die Biographien junger Frauen zwar sozial vorstrukturiert, jedoch individuell konstruiert sind und junge Frauen als Akteurinnen ihres Lebens und als Subjekte sieht, die nicht nur „den Umständen“ oder gesellschaftlichen Strukturen ausgeliefert sind. Die individuelle Lebensgestaltung wird zu einem Projekt, das es zu organisieren gilt (vgl. Hoernung 2000).

Lebensthemen als versteckter Sinn weiblicher Biographien

Die Lebensthemen bestätigen eine der Grundannahmen der Biographieforschung, nach der Lebensentscheidungen nicht ad hoc getroffen werden, sondern als Lebenskonstruktionen in „biographische Horizonte“ und individuelle Sinnstrukturen eingebunden sind. Beobachtet man die biographischen und auch beruflichen Wege von Frauen, erscheinen sie oftmals als chaotisch und uneindeutig. Blickt man jedoch genauer hin, lässt sich in den Biographien der Frauen ein „roter Faden“ erkennen – das Lebensthema.

Ein Lebensthema zieht sich durch das Denken, Fühlen und Planen der jungen Frauen und lenkt ihre Handlungen und Entscheidungen über einen längeren Zeitraum. Es ist den Frauen oftmals selbst nicht bewusst und auch von außen nicht auf den ersten Blick erkennbar. So ist auch der „Optionshorizont“ (Diezinger/Rerrich 1998: 170), den die jungen Frauen für sich wahrnehmen, stark entlang der Lebensthemen orientiert.

Die Herangehensweise an die Lebensbereiche Beruf und Familie ist höchst unterschiedlich. Entsprechend gilt die Aufmerksamkeit den strukturellen Widersprüchen der beiden Lebensbereiche: „Wie auch immer junge Frauen für ihre Biographie die beiden Bereiche Beruf und Familie planen – sei es als ein Nacheinander, als Gleichzeitigkeit oder als sich ausschließend – so ist doch die jeweilige Prioritätensetzung eng mit den Bedingungen und Möglichkeiten im jeweils anderen Bereich verflochten“ (Lemmermöhle 1997: 35). Eines jedoch lässt sich zeigen: Der „doppelte Lebensentwurf“, also die Orientierung auf Familie und Beruf, ist für einen Teil der Frauen zentral und handlungsleitend – aber eben nur für einen Teil. Für andere Frauen steht die Vereinbarkeitsfrage nicht im Vordergrund ihres Lebens.

Die Lebensthemen im Einzelnen

Bereichsbezogene Lebensthemen

- Familie
- Doppelorientierung Beruf und Familie
- Beruf

Bereichsunspezifische Lebensthemen

- Eigener Weg
- Gemeinsamer Weg
- Status quo
- Suche nach Orientierung

Im weiteren sollen einige Lebensthemen mit ihren zentralen Merkmalen kurz vorgestellt werden. Berücksichtigt werden ausschließlich die Lebensthemen junger Frauen.¹

Bereichsbezogene Lebensthemen

Die eine Gruppe von Lebensthemen bezieht sich auf einen der „klassischen“ Lebensbereiche Beruf und/oder Familie. Wesentlich an diesen Lebensthemen ist, dass der jeweilige Lebensbereich, der das Lebensthema kennzeichnet, die Vorstellungen, die Entscheidungen und das Handeln der jungen Frauen maßgeblich bestimmt.

Lebensthema Familie

„Ein Mann mit gutem Einkommen, zwei Kinder, Häuschen, das würde mich ausfüllen!“

Priorität hat im Leben der Frauen mit diesem Lebensthema die Familie. Sie haben klare Vorstellungen und Pläne zur Verwirklichung ihres Familienwunsches, die jedoch nicht über die Phase der Familiengründung hinausgehen. Selbstverwirklichung, Reisen, Freundschaften oder auch berufliche Möglichkeiten werden hinten angestellt, sind weniger relevant. Die Partnerschaft hat für diese Frauen eine klare Funktion. Sie wird unter dem Blickwinkel der Familientauglichkeit, also der Eignung des Partners als Vater der gemeinsamen Kinder und als Familienernährer betrachtet. Die Frauen sehen durchaus auch Einschränkungen dieser Lebensform, die fast ausschließliche Verantwortung für Kinder und Haushalt, kein eigenes Einkommen usw. – halten aber trotzdem an diesem Ideal fest. Gleiches gilt für Frauen, deren Partnersuche nicht bilderbuchmäßig verlief, auch sie weichen nicht von ihren Idealvorstellungen ab. In ihren Plänen – wie auch dann in der Umsetzung dieser Pläne – lässt sich eine eindeutige Abfolge von Partnerschaft, Berufstätigkeit, Eheschließung und Eigentum und erst dann die Geburt des ersten Kindes erkennen.

Einen eigenständigen Wert jenseits von dem finanziellen Aspekt hat der Beruf für die Frauen nicht. Ihnen ist es wichtig, durch die Berufstätigkeit zur Umsetzung ihrer Pläne beizutragen. Als solches ist die Berufstätigkeit – wenn finanziell möglich – beschränkt auf die Zeit vor der Kinderphase. Eine dauerhafte Berufstätigkeit oder gar eine berufliche Karriere sind für diese Frauen keine Option, sondern immer nur ein Übergangsstadium und zeitlich befristet. Berufliche Chancen lassen sie verstreichen: „es rentiert sich nicht“. Frauen mit dem Lebensthema „Familie“ folgen dem sogenannten Dreiphasenmodell. Sie haben eine unterteilte Lebensplanung: die Zeit vor, mit und nach den Kindern. Die oft formulierte Annahme, Frauen flüchten aus dem Beruf in die Familie, trifft für diese Frauen nicht zu. Sie sehen die Rolle der Frau ganz klar in der Familie und setzen diese Vorstellung auch um. Die Frauen sind nicht passiv, wie ihnen oftmals zugeschrieben wird, sondern äußerst aktiv, um ihre Ziele zu verwirklichen.

¹ Das heißt nicht, dass Männer keine Lebensthemen haben, es heißt nicht, dass sie einen ausschließlich eindimensionalen Lebensentwurf haben. Genau wie die jungen Frauen haben auch sie vielfältige Lebensthemen, z.T. anders akzentuiert und vor dem Hintergrund des männlichen Leitbildes des Familienernährers.

Lebensthemen „Beruf“ und „Doppelorientierung auf Beruf und Familie“

Ähnlich eindeutig strukturiert und zielgerichtet sind die Lebensthemen „Beruf“ und „Doppelorientierung auf Beruf und Familie“. Liegt beim Lebensthema „Beruf“ der Fokus der Frauen klar auf der Umsetzung ihrer beruflichen Ziele, setzen Frauen mit dem Lebensthema „Doppelorientierung“ auf die Verwirklichung ihrer Vorstellungen in beiden Lebensbereichen. Frauen mit dem Lebensthema Beruf stellen ihre berufliche Entwicklung über alles andere, Partnerschaft oder Kinderbetreuung (nicht aber der Kinderwunsch!) werden dem untergeordnet. Der Partner wird stark in die Alltagsarbeit eingebunden. Frauen mit dem Lebensthema Beruf vereinbaren ihre Berufstätigkeit mit „dem restlichen Leben“ – auch wenn sie Widerstand durch andere erfahren und erleben, dass ihr Lebensmodell nicht unbedingt den gesellschaftlichen Leitbildern und Vorstellungen entspricht. Während Frauen mit dem Lebensthema Beruf ihre beruflichen Wege stringent verfolgen und planen, die Frage der Familienplanung dagegen eher auf sich zukommen lassen, gehen Frauen, die eine Balance beider Bereiche erreichen wollen, beide Bereiche äußerst strategisch an. Für Frauen mit dem Lebensthema Doppelorientierung sind ihr Beruf und die Familie gleichermaßen wichtig. Sie möchten keinen der Lebensbereiche missen und machen alles, um diesen Spagat zu vollbringen. Der Beruf ist für sie eine Selbstverständlichkeit, ebenso wie Kinder. Entsprechend werden beide Bereiche genau geplant. Im Gegensatz zu Frauen mit dem Lebensthema Familie hat die Partnerschaft einen eigenen Wert auch unabhängig von der Familienplanung, wenngleich die Familienaufgaben in der Regel von den Frauen bewältigt werden. Sie legen Wert auf interessante Aufgaben wie auf berufliches Fortkommen. In jedem Fall spielt bei beiden Lebensthemen der Beruf eine große Rolle, ist von elementarer Bedeutung – unabhängig vom Ausbildungsniveau und Qualifikation.

Bereichsunspezifische Lebensthemen

Während sich der „rote Faden“ im Leben von Frauen mit bereichsbezogenen Lebensthemen relativ leicht identifizieren lässt, gestaltet sich dies schwieriger, wenn für die Frauen Beruf und/oder Familie nicht an erster Stelle stehen. Innerhalb dieser Lebensbereiche ist keine eindeutige Konstanz zu erkennen. Im Gegenteil, einzelne Fragen und Pläne sind in unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedlich wichtig, die Frauen orientieren sich eher an biographischen Entwicklungsprozessen. Dies wäre an sich nicht der Rede wert, doch werden diese Frauen oftmals verkannt. Ihnen wird zugeschrieben, dass sie unstet, wankelmütig, sprunghaft oder auch nur langweilig, phlegmatisch und desinteressiert sind. Dies trifft besonders zu, wenn junge Frauen sich nicht für einen Beruf entscheiden können, an formalen Hürden scheitern, nach kurzer Zeit aufgeben oder keinen Wert auf eine Partnerschaft und Familiengründung legen. Hier stellt sich die Frage, welche biographischen Wege wollen diese jungen Frauen gehen, zeigt sich auch bei diesen Lebensweisen ein „roter Faden“? Retrospektiv betrachtet zeigt sich, dass diese Frauen ihr Lebensthema über die gesamte Zeit ebenso stringent verfolgen

wie Frauen mit einem auf Beruf und/oder Familie bezogenen Lebensentwurf und vor diesem Hintergrund ihr Handeln durchaus sinnhaft erscheint.²

Lebensthema Eigener Weg

„Träume muss man auch verwirklichen!“

Frauen mit dem Lebensthema „Eigener Weg“ streben nach persönlicher Weiterentwicklung und bemühen sich um die Entfaltung eines eigenen Lebensstils. Den eigenen Weg zu finden bedeutet für sie zugleich, das bislang Erreichte immer wieder zu hinterfragen und mit den aktuellen Bedürfnissen abzugleichen. Betrachtet man die einzelnen Lebensbereiche, so ist festzustellen, dass der Beruf oftmals als reiner Broterwerb dient und die Frauen weder Aufstieg noch eine zentrale Position anstreben. Wichtiger sind ihnen die Inhalte, doch nur selten entspricht ein Beruf ihren aktuellen Interessen, eine Entscheidung für einen Beruf fällt ihnen deshalb schwer. Erst wenn es ihnen gelingt, einen Arbeitsplatz zu finden, an dem sie persönliche Neigungen und Erwerbstätigkeit verbinden können, verstärkt sich die Bedeutung des Berufs für sie. Mehrere Anläufe und verschiedene Formen der Erwerbstätigkeit sind nicht ungewöhnlich. Ein Weg dahin ist für diese Frauen die berufliche Selbstständigkeit: die „eigene Herrin“ zu sein, kommt ihrem Bedürfnis nach Selbstentwicklung und Autonomie nahe – zumindest zeitweise. Familie zu haben, insbesondere in Form einer Kleinfamilie, lehnen die Frauen durchweg ab – sie können sich vorstellen, Kinder zu haben, und sich darauf zu konzentrieren – aber nicht in klassischer Weise. Auch die gleichzeitige Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist für sie nicht erstrebenswert – die Frauen würden sie als Doppelbelastung empfinden, die sie nicht tragen wollen. Sie möchten auch keine Rollenkehr; ein Rollenmodell wie das der Karrierefrau, die allein berufliche Ziele erreichen will, ist ihnen suspekt. Ihnen ist es wichtig, ihre persönlichen, eigenen Ziele zu verfolgen – unabhängig von bestehenden Rollenmustern. Einen hohen Stellenwert haben für die Frauen Partnerschaft, Freundschaften und befriedigende Beziehungen zu anderen Menschen. Insgesamt werden also Partnerschaft wie auch Beruf, Kinder wie auch eine Lebensgemeinschaft als Optionen gesehen, die der Selbstentfaltung dienen, sie sind aber nicht als feste, unabänderliche Größen im Leben zu verstehen.

Lebensthema „Gemeinsamer Weg“

„Wenn ich jemanden kennengelernt hätte, der nicht studiert hätte, hätte ich vielleicht nicht studiert, so einfach ist das!“

Dreh- und Angelpunkt im Leben dieser jungen Frauen mit diesem Lebensthema ist eine Partnerschaft, die auf Dauer und Zukunft ausgerichtet ist. Den Frauen geht es nicht um einen Partner um jeden Preis, sondern um den „richtigen“ Partner, der in der Gegenwart Gemeinsamkeit leben und für die Zukunft Gemeinsamkeit planen will. Die Frauen wollen ihre Lebenspläne mit einem anderen Menschen synchronisieren, in dieser Absicht sind sie kompromisslos. Die Lebenspläne des Partners müssen dabei nicht mit ihren eigenen, oftmals vagen Vorstellungen identisch

sein, die Frauen zeigen eine hohe Flexibilität und Offenheit gegenüber den Interessen des Partners. Der dringende Wunsch nach persönlicher Autonomie ist ihnen fremd, ohne dabei abhängig oder unselbstständig zu sein; den Frauen geht es um die Möglichkeit, gemeinsame Vorstellungen und Ziele zu entwickeln und diese in Übereinstimmung innerhalb der Partnerschaft zu verwirklichen.

Die meisten Frauen mit diesem Lebensthema sind beruflich etabliert, oft sehr qualifiziert und engagiert, aber ohne explizite Karriereambitionen. Eine Berufstätigkeit ist für sie wichtig, um Einkommen zu haben und Unabhängigkeit zu bewahren. Sie wünschen sich eine zufriedenstellende Tätigkeit, würden aber ihre berufliche Entwicklung in jedem Fall für den Partner zurückstellen. Vor diesem Hintergrund sind auch Richtungswechsel völlig akzeptabel. Die Aufgabe des erlernten Berufs, der Wechsel der Ausbildung oder auch der Abbruch, um im gemeinsamen Betrieb mitzuarbeiten, „etwas gemeinsames aufzubauen“ sind für die Frauen konsequente Schritte, um das Projekt „Gemeinsamkeit“ voranzutreiben. Der Beruf selbst stellt für sie damit oft nicht mehr als ein Vehikel dar, das es erlaubt, gemeinsame Pläne bzw. die des Partners zu verwirklichen. Die Frage nach Kindern dagegen ist für diese Frauen weit weniger wichtig – Kinder würden die Frau zur Mutter machen, den Mann zum Vater – das Paar mutiert zur Familie, der gemeinschaftliche Aspekt der Partnerschaft tritt zurück. Um diesem Fall vorzubeugen, entwickeln die Frauen eine Reihe von Strategien, um den Kinderwunsch aufzuschieben, wenn nicht gar aufzugeben – die Begründungen sind vielfältig.

Lebensthema „Status Quo“

„Ich habe alles, was ich will!“

Die jungen Frauen mit diesem Lebensthema empfinden ihr Leben im Gleichgewicht, ihre Alltagsarrangements als zufriedenstellend. Autonomie und persönliche Unabhängigkeit sind ihnen wichtig, vor allem die Unabhängigkeit von einem Partner und dessen Einkommen. Darüber hinaus haben sie keine weitergehenden biographischen Ziele; sie möchten ihr Leben nach ihren Vorstellungen gestalten und genießen. Sie legen wenig Wert auf Selbstentfaltung und individuelle Weiterentwicklung. Entsprechend haben die Freizeitgestaltung und der Freundeskreis eine hohe Priorität, während die anderen Lebensbereiche eine eher nachgeordnete Rolle spielen.

Von einer Familiengründung und Kindern sehen sie ab. Sie nehmen ihr Leben abseits von der klassischen Frauenrolle als Mutter oder auch als berufstätige Mutter mit Kind wahr. Lassen sie sich auf eine Partnerschaft ein, bevorzugen sie eine Beziehung ohne gegenseitige Verpflichtungen oder Abhängigkeitsverhältnisse. Kinder und Ehe sind damit weitgehend ausgeschlossen für sie, das Risiko, in einer traditionellen Rollenbeziehung eben doch abhängig zu werden, halten sie für zu groß. Der Beruf sichert das Auskommen, die Tätigkeit und das Arbeitsklima müssen befriedigend sein, nimmt die Erwerbstätigkeit doch einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Wichtig sind insbesondere die Zusammenarbeit mit den Kollegen, demgegenüber tritt der inhaltliche Aspekt in den Hintergrund. Auch die Berufswahl bereitete den Frauen kein

großes Kopfzerbrechen: Die Frauen nutzen Gelegenheiten, greifen Anregungen von Eltern oder Berufsberatung auf und finden sich überall gut zurecht, solange das betriebliche Umfeld stimmt; Aufstiegsinteressen bestehen nicht.

Lebensthema „Suche nach Orientierung“

„Irgendwann einmal zufrieden sein!“

Anders dagegen stellt sich die Situation für Frauen mit dem Lebensthema „Suche nach Orientierung“ dar. Sie sind unzufrieden mit der eigenen Situation, treten auf der Stelle. Im Vordergrund steht das Bemühen, das Leben zu bewältigen. Oft weisen sie psychosomatische Symptome auf, vielfach fehlen weitergehende Ressourcen – d.h. sie haben ein geringes Bildungsniveau, eine Ausbildung, mit der sie nie die beruflichen Wünsche befriedigen können, keine Unterstützung durch eine funktionierende Partnerschaft, Freunde oder Eltern. Allerdings unternehmen die Frauen keine ersichtlichen Bemühungen, den gegenwärtigen Zustand zu verändern. Sämtliche Ideen verharren auf einer seltsam vagen Vorstellungsebene und zeigen sich widersprüchlich. Ansätze zur Realisierung finden sich nicht. Die Frauen formulieren eine Bedingtheit, die so kaum einzulösen ist. Die Frauen mit diesem Lebensthema sind über die Zeit beruflich weitgehend etabliert, d.h. sie gehen einer Arbeit nach, haben ihr Auskommen, wenngleich auf einem niedrigen Niveau. Sie identifizieren sich nicht mit Arbeit, lehnen sie oftmals ab. Veränderungen dieser Situation erreichen sie nur durch Druck von außen, z.B. durch Kündigung oder massiver Krankheit – oftmals ohne die Chance zu nutzen, Grundlegendes zu ändern. Daneben bietet ihnen die Erwerbstätigkeit die Möglichkeit, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Aus diesem Grund nimmt der Beruf einen hohen Stellenwert in ihrem Leben ein. Neben der als wenig zufriedenstellend empfundenen Berufsarbeit verfolgen die Frauen nicht viel anderes. Sie sind damit beschäftigt, ihren Alltag zu überstehen. Partnerschaften werden von den Frauen eingegangen, doch auch hier finden sie wenig persönliche Erfüllung. Die Frauen betonen, dass sie sich „eigentlich“ Familie und Kinder wünschen, doch ihre Vorstellungen bleiben blass.

Jede der Frauen mit diesem Lebensthema setzt sich individuell einem hohen persönlichem Erwartungsdruck aus. Jede formuliert Anforderungen an sich, die kaum zu erfüllen sind. Doch gerade dieses hohe Anforderungsniveau ermöglicht ihnen auch, ihre Situation unverändert zu lassen, keine weiteren Anstrengungen unternehmen zu müssen: sie sind krank, alles wird sich nicht verändern. Sie haben keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt, deshalb müssen sie im ungeliebten Job ausharren usw.. In dieser Haltung zeigt sich ein grundsätzliches Problem der Frauen auf der „Suche nach Orientierung“: Sie spüren den gesellschaftlichen oder familiären Druck, bestimmten Erwartungen zu genügen, z.B. zu heiraten, Kinder zu bekommen oder auch den Familienbetrieb weiter zu führen. Gleichzeitig verfügen sie über zu wenige Ressourcen, um sich diesen Erwartungen zu entziehen. Es sind Frauen, die sich oftmals außen vor fühlen, weil sie nicht leben wie alle anderen, aber auch nicht wie die anderen sein wollen oder können. Ziel der Frauen bleibt es, überhaupt einen Lebensentwurf für sich zu entwickeln, Auswege zu finden und „irgendwann mal zufriede-

² An dieser Stelle zeigt sich der Vorteil der Anlage der Studie. Dadurch, dass die Frauen über mehrere Jahre immer wieder befragt wurden, konnten unterschiedliche Orientierungen, Suchbewegungen und auch Schwankungen in den vordergründigen Handlungsmustern erfasst werden.

den zu sein.“ Entsprechend ist das Rollenverständnis der Frauen ambivalent: sie sehen sich den Anforderungen gesellschaftlicher Leitbilder gegenüber, können oder wollen diese aber nicht reproduzieren, ohne in der Lage zu sein, sich von ihnen zu distanzieren.

Berufsfindung im Zeichen der Lebensthemen

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass also die biographischen Wege junger Frauen höchst unterschiedlich sind, sie einer bestimmten Schwerpunktsetzung folgen und dass dementsprechend auch die beruflichen Wege einen unterschiedlichen Verlauf nehmen.

Das Konzept der Lebensthemen zeigt einerseits die Vielfalt der weiblichen Lebensentwürfe und will andererseits die Gleichwertigkeit der unterschiedlichen Lebensthemen betonen. Vielfalt meint dabei, dass die Frauen, unabhängig von regionaler Herkunft und Bildungsabschluss, unterschiedliche und oft widersprüchliche Lebensentwürfe entwickeln, diese aber keinesfalls beliebig sind. Gleichwertigkeit zielt auf Unmöglichkeit einer Bewertung von Vielfalt. Lebensentwürfe lassen sich nicht bewerten – es gibt kein „besseres“ oder „schlechteres“ Lebensthema. Die Lebensthemen bieten einen Rahmen, die biographischen und beruflichen Wege von Mädchen und jungen Frauen zu verstehen. Individuelle Lebensentwürfe erhalten vor der Folie des dominierenden Lebensthemas biographische Stringenz. Durch die Brille des Lebensthemas werden biographische Brüche, berufliche (Um-)Wege, eigenwillige Planung und persönliche Werdegänge interpretierbar.

In der Folge muss der „doppelte Lebensentwurf“ als von allen Frauen gewünschte Lebensweise in Frage gestellt werden. Nur ein Teil junger Frauen sieht für sich die Verbindung von Familie und Beruf als wesentliche Triebfeder für ihr Leben an. Nicht jede hochqualifizierte Frau hat Karriereambitionen und nicht jede Arbeiterin will durch eine frühe Mutterschaft der öden Berufsarbeit entfliehen. Doch nach wie vor ist dieses Leitbild lebendig. In der Praxis gehören zwar Selbstverwirklichung und ökonomische Unabhängigkeit in Zusammenhang mit einer qualifizierten Berufsausbildung zu den Zukunftsvorstellungen der meisten Mädchen und jungen Frauen. Wenn es aber um die konkrete Überlegung geht, wie ihr Leben aussehen könnte, orientieren sie sich oftmals an den gesellschaftlichen Leitbildern – und damit der fast unumgänglichen Zuständigkeit für Familie und Kinder; die eine dauerhafte Berufstätigkeit nicht gerade selbstverständlich erscheinen lässt.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus ist es verständlich, warum die Berufswahl häufig äußerst pragmatisch und wenig leidenschaftlich angegangen wird. Warum sollte ich, wenn es wahrscheinlich ist, nur für eine begrenzte Zeit erwerbstätig zu sein, um dann Hausfrau und Mutter zu werden, mich um einen zukunftsträchtigen, anspruchsvollen und vielleicht ernährenden Beruf bemühen?

Was kann nun das Konzept der Lebensthemen zu einer mädchen- und frauenspezifischen Lebens- und Berufsplanung beitragen?

Den biographischen „roten Faden“ suchen

Die verschiedenen Lebensthemen oder biographischen Orientierungen sind nicht gebunden an Bildung, Herkunftsregion oder konkrete Lebenssituation – nicht jedes Mädchen ohne qualifizierenden Abschluss und jede Ahnung über ihre berufliche Zukunft ist grundsätzlich unentschlossen und auf der „Suche nach Orientierung“, nicht jede junge Frau, die halbherzig eine Ausbildung absolviert, zu spät kommt, die Schule schwänzt per se unmotiviert. Da die jungen Frauen ihr eigenes Lebensthema oder besser, die Eckpunkte in ihrem Leben, an denen sie sich oft (unbewusst) orientieren, nicht erkennen können, wird ihnen eine offensive Lebensplanung dadurch erschwert; sie pendeln zwischen ihren – oft unbewussten, nicht anerkannten – Wünschen und dem, was von ihnen erwartet wird. Hier können Beratung und Thematisierung helfen, die „roten Fäden“ im Leben der jungen Frauen sichtbar zu machen. Voraussetzung ist allerdings, dass jede beratende Arbeit die Vielfalt und Widersprüchlichkeit von Lebensentwürfen anerkennt und sensibel für sie ist – auch wenn es nicht die eigenen sind (vgl. auch Meyer 2000, Rose 2000).

Aufklärung und Information

Neben der grundlegenden Aufgabe, junge Frauen dabei zu unterstützen, die eigenen grundlegenden Themen und Bedürfnisse zu erkennen, um einen eigenen Lebensentwurf zu entwickeln, ist es nötig, ihnen auch dessen unterschiedliche Auswirkungen aufzuzeigen. Jede Umsetzung eines Lebensthemas ist mit Folgen unterschiedlicher Art verbunden. Diese den jungen Frauen transparent zu machen, ist Aufgabe von Jugendsozialarbeit, Elternhaus, Schule oder sonstiger institutioneller Unterstützung. Die jungen Frauen sollen wissen, dass eine Ehe in die Brüche gehen kann und die Vorstellung des Partners als Familienernährer schnell zum Bumerang werden kann. Der Verzicht auf eine ausreichende eigene Qualifizierung kann dann fatale Folgen haben, die die eigenen Lebensumstände beschneiden. Genauso notwendig ist es, die jungen Frauen über die einzelnen Berufe oder Berufsfelder und die sich daraus erwachsenden – oder beschränkten – Chancen aufzuklären. Sie müssen wissen, dass etwa die typischen „Frauenberufe“, die sie an Berufsfachschulen erlernen, mit massiven Einschränkungen verbunden sind – verlorene Jahre für die Rente, zumeist ohne Aufstiegs- und Weiterqualifizierungspotential, geringe Einkommenschancen. Hier erscheint es geboten, Aufklärung zu betreiben: Wie erfahre ich, dass es beispielsweise als Zahnarzthelferin kaum möglich ist, berufstätig zu sein und Familie zu haben?

Ebenso ist es wichtig zu wissen, welche Berufe gute Einkommens- und Entwicklungschancen bieten. An dieser Stelle sind m.E. Ansatzpunkte gegeben, Korrekturen vorzunehmen, das Berufswahlspektrum junger Frauen auszuweiten und berufliche Weichenstellungen vorzunehmen. Dies gilt in gleichem Maße für Schule, Eltern oder Institution sozialer Arbeit. Wenn über die aktuellen Ansätze und sinnvollen Anregungen zur Berufsfindung hinaus – wie beispielsweise monoedukativer Unterricht in bestimmten Fächern oder Anregungen, Mädchen in technische

Berufsfelder zu lotsen, oder frühe Berufsbildung in der Schule – Mädchen und Frauen dazu angeregt werden, über ihr späteres Leben, ihre Vorlieben, Interessen und Bedürfnisse nachzudenken, lässt sich auf dieser Basis eine individualisierte Unterstützung zur Berufsfindung leisten.

Unterstützung in der Umsetzung

Unabhängig davon, welche Lebensentwürfe eine Frau entwickelt, muss sie darin unterstützt werden, diese entsprechend ihrer Ressourcen umzusetzen. Das „Wie“ dürfte die zentrale Frage sein. Natürlich ist das schwierig, wenn die Ressourcen der jungen Frauen begrenzt sind. Ein (schlechter) Hauptschulabschluss oder die Lage auf dem Arbeitsmarkt lassen oftmals keine Wahlfreiheit: Friseurin, Verkäuferin oder Kinderpflegerin. Doch auch in diesem Fall ist es für die jungen Frauen wichtig zu erkennen, welche Zukunftsperspektiven mit den jeweiligen Berufen verbunden sind und wie diese zu ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen passen. Auch der Hinweis, dass ein Beruf keine lebenslängliche Entscheidung sein muss, sondern ein Anfang, kann etwa Mädchen und Frauen motivieren, die unentschlossen sind, weil sie keinen Beruf finden, mit dem sie sich identifizieren können oder dessen Nutzen sie nicht erkennen können. Gerade Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen werden oft in einen Ausbildungsberuf „geschoben“, der sich aufgrund engen Arbeitsmarktes, den Wünschen der Eltern oder der staatlichen Politik nicht oder nur sehr bedingt an den Vorstellungen der Frauen orientiert.

An dieser Stelle kann Beratungsarbeit ansetzen: bewusst machen, welche Chancen die Frauen trotz geringer Ressourcen haben und die Frauen dabei zu unterstützen, einen eigenen, von den gesellschaftlichen Vorstellungen unabhängigen Lebensentwurf zu entwickeln und umzusetzen. Ziel sollte also sein, die autobiographische Handlungskompetenz zu fördern und Mädchen in ihren biographischen Entscheidungen zu unterstützen. Wichtige Kompetenzen, um die individuell richtigen Entscheidungen treffen zu können, sind Selbstreflexion, die bewusste Wahrnehmung eigener Vorstellungen, die Fähigkeit, Handlungsspielräume zu entdecken, sie zu nutzen und gestalten, die Bilanzierung von Erfolgen und Misserfolgen sowie die erforderliche Flexibilität bei der Entwicklung neuer Ziele.

Finden oder gefunden werden – ein Fazit

Die beruflichen wie die biographischen Wege junger Frauen sind weder einfach noch eindimensional. Sie zeigen sich als vielfältig geprägt und beeinflusst von verschiedenen Institutionen, von Medien, von Eltern und nicht zuletzt von begrenzten Ressourcen und strukturellen Beschränkungen. Die Berufswahl ist das Ergebnis eines langjährigen Prozesses, in dessen Verlauf unterschiedliche Marker gesetzt werden, die an vielen Stellen wegweisend wirken und wirken können. Werden sich darüber Eltern, Politik, Schule und soziale Praxis bewusst, lassen sich hier Weichenstellungen vornehmen, die die Berufswahl zu einer wirklichen Berufsentscheidung machen kann. Die Berufswahl ist nur



ein Baustein im Hinblick auf die individuelle Biographie – wenn gleich ein bedeutender. Wichtig ist, die berufliche Entscheidungsfindung nicht von der biographischen Entwicklung zu trennen; individuelle Lebensthemen zu erkennen, deren Perspektiven und Konsequenzen aufzuzeigen und die jungen Frauen in der Umsetzung zu unterstützen. Die Stoßrichtung, die sich daraus ergibt, heißt also nicht, hier Berufswahl und da Lebensplanung, sondern die Einbindung der Berufsfindung in die individuelle Lebensplanung.

Literatur

- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen.
- Diezinger, Angelika/Rerrich, Maria S. (1998): Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen; Neuerfindung des Altbekanntens?, in: Oechsle, Mechthild/ Geissler, Birgit (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen, S. 165-183.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen – Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim.
- Hoerning, Erika M. (2000): Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart.
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Eine Längsschnittuntersuchung in Bayern und Sachsen, Opladen.
- Leimmermöhle, Doris (1997): „Ich fühl mich halt im Frauenpelz wohler“ – Biographisches Handeln junger Frauen beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt, in: Feministische Studien, 2, 15.
- Meyer, Dorit (2000): Dimensionen des Geschlechts, in: Stiftung SPI (Hrsg.): Geschlechtersequenzen. Dokumentation des Diskussionsforums zur geschlechtsspezifischen Jugendforschung, Berlin, S. 13-23.
- Nissen, Ursula/Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia (2003): Berufsfindung junger Frauen. Empirische Befunde und theoretische Erklärungen, Opladen (im Erscheinen).
- Oechsle, Mechthild (1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen, S. 185-200.
- Rose, Lotte (2000): Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe. Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern. In: Geschlecht – aktuelle Streitfragen und theoretische Positionen, Diskurs 2/2000, S. 15-20.

Kontaktadresse:

Süddeutsches Institut für empirische Sozialforschung e.V. (sine)
Patricia Pfeil
Dachauer Straße 189/III · 80637 München
www.sine-institut.de · Patricia.Pfeil@sine-institut.de

Noch immer: Arbeiten und die Familie ernähren?

Berufs- und Lebensorientierung von Jungen als Thema und Aufgabe der Jugendsozialarbeit

Wir haben in den letzten drei bis vier Jahrzehnten eine tiefgreifende Veränderung weiblicher Normalbiographien und weiblicher Lebensentwürfe erlebt. Es war zwar eher der Druck gesellschaftlicher Verhältnisse, der das zu Wege brachte als die Kraft weiblicher Emanzipationsbewegungen. Aber die allermeisten Frauen empfinden diese Veränderung insgesamt als positiv, als bereichernd – wenn auch vielfach längst nicht ausreichend – aber jedenfalls als Schritte in die richtige Richtung.

Ganz anders bei den Männern. Dort erleben wir zeitlich später, nämlich erst allenfalls seit zwei Jahrzehnten, zunehmende Ängste und Unsicherheiten davor, angestrebte Normalbiographien und männliche Lebensentwürfe nicht mehr realisieren zu können – oder jedenfalls nicht mehr so, wie es eigentlich als selbstverständlich erscheint – und gewünscht wird. Die Krise der Arbeitsgesellschaft, jedenfalls im Sinne einer Krise der Vollbeschäftigungsgesellschaft, macht es immer unsicherer und ungewisser, wie junge Menschen stabil und dauerhaft im Erwerbsleben Fuß fassen können. Und ein Mann gilt nun mal in unserer Gesellschaft nur dann als richtiger Mann, wenn er etwas ist, nämlich beruflich ist – und wenn er davon zu gegebener Zeit eine Familie ernähren kann.

Gerade Jungen und männliche Jugendliche, die noch auf dem Weg sind, Mann zu werden, sehen sich damit konfrontiert, dass die Wege zum Mann-Sein immer ungewisser und brüchiger werden: das angestrebte Leitbild von Mann-Sein und dessen tatsächliche Erreichbarkeit klaffen immer weiter auseinander. Und was ist, wenn es nicht klappt, daran mag eigentlich niemand denken: die angehenden Männer nicht, die Pädagoginnen und Pädagogen nicht – und die Politik von der Arbeitsmarkt- bis hin zur Sicherheitspolitik erst recht nicht. Dabei sind vielfältige Folgen der Verunsicherung und Gefährdung normativer Wege zum Mann-Sein längst an vielen Stellen zu greifen. Und genau so unübersehbar ist, dass es nicht reicht, die an der Hürde zum Arbeitsmarkt Scheiternden mit immer neuen kompensatorischen Maßnahmen noch mehr und noch mehr dafür trimmen zu wollen. Denn daran, dass immer Millionen vor der Tür stehen und trotzdem lebenswert leben wollen, ändert das nichts. Wer die Schere zwischen herrschendem Leitbild männlicher Normalbiographien und dessen tatsächlicher Erreichbarkeit immer noch als individuelles und individuell zu bewältigendes Problem begreift, kann den von dem Problem Betroffenen nicht gerecht werden. So wird im Feld der Angebote zur Bewältigung des Übergangs ins Erwerbsleben inzwischen immer häufiger Lebens-

unfähigkeit produziert statt bessere Lebensfähigkeit, wie Tilly Lex in einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts nachwies (Lex 1997, S. 321f).

Worum es geht, das möchte ich zunächst mit einer kleinen Erzählung beschreiben, mit einem typischen Beispiel aus dem Alltag von Jugendsozialarbeit:

In einer Maßnahme des 2. Arbeitsmarktes für Jugendliche verlieben sich ein junger Mann und eine junge Frau ineinander. Bald schon wird die Frau ungewollt schwanger. Nach dem ersten Schrecken entscheiden sich beide, das Kind gemeinsam aufziehen zu wollen. Interessant ist nun, wie das Umfeld darauf reagiert: Die angehende junge Mutter fühlt sich schnell ganz anders als Frau geachtet und ernst genommen. Man interessiert sich für sie und die Bewältigung ihrer komplexen Lebenslage – so sehr, wie sie es vielleicht nie vorher erlebt hat: wie es ihr geht, wie sie mit diesem oder jenem fertig wird oder umzugehen gedenkt.

Erst recht, wenn der dicker werdende Bauch zu sehen ist, steht sie immer häufiger im Mittelpunkt, erlebt in vielfacher Weise Anteilnahme, Zuwendung, Rücksichtnahme – und nicht zuletzt sogar Neid. Die Gespräche mit Gleichaltrigen, mit Eltern, mit Anleitern oder mit Pädagoginnen¹ sind gerade jetzt oft sehr eingehend und intensiv und drehen sich eigentlich (fast) um alles, was sie jetzt beschäftigt und was jetzt für sie jetzt neu und wichtig ist. Das macht es ihr leichter und hilft ihr teilweise sehr, mit ihren verschiedensten Aufgaben, Schwierigkeiten und Problemen in dieser Situation besser fertig zu werden – zumal sie bei all dem auch ganz viel an praktischer Unterstützung und Hilfe erfährt. Der Abschluss der Maßnahme und die Integration in die Arbeitswelt verlieren gleichzeitig erst mal entscheidend an Bedeutung, erscheinen subjektiv vielleicht sogar im Moment ganz unwichtig.

Ganz anders die Situation des jungen Mannes, der auf dem Weg ist, Vater zu werden: Plötzlich sieht auch er sich mit einer völlig neuen Lebenssituation konfrontiert, die eine Fülle neue Aufgaben und Probleme mit sich bringt – zumal dann, wenn er ehrlich bestrebt ist, ein „guter“ Partner und Vater zu werden. Aber für ihn – und für fast alle, die mit ihm über seine neue Situation sprechen – zählt nun erst einmal nur eines: Er muss es schaffen, endlich schaffen, beruflich Fuß zu fassen und davon eine Familie ernähren zu können. Daran wird sich zeigen – und nur daran – ob er der neuen Verantwortung gerecht wird, ob er sich nun als

„richtiger Mann“ erweist – oder als Versager. Alles andere kommt danach! Das sieht er selbst so! Und das sehen eigentlich alle anderen in seiner Umgebung auch so!

Und vielleicht schafft er es ja auch. Aber dann wird er höchstwahrscheinlich eine Arbeit haben, die ihm künftig kaum Zeit lässt für die neue Vaterrolle und für die Entwicklung der Partnerschaft. Oder er schafft es nicht! Dann hat er als Mann versagt, dann ist er an den Aufgaben eines Mannes gescheitert, noch ehe er recht zum Mann geworden ist.

Und wenn man dann einige Jahre weiter in die Zukunft guckt, dann spricht etliches dafür, dass jene Beziehung längst auseinandergebrochen ist, dass die Frau in einer relativ prekären Situation lebt und sich mit dem dauernden Dilemma herumschlägt, nicht genug für ihr Kind, nicht genug für ihren unqualifizierten (Teilzeit-)Job und nicht genug für sich selbst zu tun – und es nie allen drei Seiten gleichzeitig recht machen zu können. Und der Vater ist fast nur noch ein Zahlvater – wenn überhaupt! Und im Berufsleben hat er auch nicht richtig Fuß gefasst. Er hängt sozusagen zwischen allen Stühlen, beruflich und privat.

Auffällig ist an dieser Geschichte vor allem dies: Für die angehende Mutter geht es jetzt um das Zurechtkommen in und mit ihren zukünftigen Lebenswelten, in aller Komplexität, Vielschichtigkeit und Schwierigkeit. Und es geht für sie darum, in welchem Verhältnis die verschiedenen Lebensbereiche überhaupt zueinander stehen, wie sie erträgliche Balancen zwischen verschiedenen Aufgaben finden kann. All das ist Gegenstand langer, oft kurvenreicher Entwicklungs- und Entscheidungsprozesse.

Für den angehenden Vater dagegen geht es erst einmal nur darum, endlich in der Arbeitswelt Fuß zu fassen. Arbeit zu haben und davon eine Familie ernähren zu können, das gilt nach wie vor gemeinhin als Voraussetzung, sich als angehender Vater den neuen Aufgaben und Problemen in anderen Lebensbereichen stellen zu können, z.B. der Frage, wo die werdende Familie wohnen kann, wie zu Babyausstattung zu gelangen ist, von wem das Kind vielleicht später betreut werden kann. Allerdings wird solch ein scheinbar selbstverständliches berufsfixiertes Leitbild immer riskanter. In Zeiten der Vollbeschäftigung konnte man(n) wenigstens davon ausgehen, bei ausreichender Anstrengung auch tatsächlich mit eigener Arbeit eine Familie ernähren zu können. Ob oder wie man dann anderen Aufgaben der Lebensbewältigung, nicht zuletzt den neuen familialen Aufgaben, gerecht wurde, das ist eine ganz andere Sache! Denken sie nur an die Kriterien für offiziell zumutbare Mobilität und Flexibilität oder an die allzu oft erlebte Schere zwischen: gar keine oder zu viel Arbeit haben. Für diejenigen, die im Erwerbsleben Fuß gefasst haben, ist dann das Hauptproblem, ob und wie daneben überhaupt noch Raum bleibt für anderes: für Hausarbeit und Familienarbeit, für Partnerschaft und Vaterschaft und für sich selbst. Und Raum dafür, konkrete Vorstellungen, Interessen, Bereitschaft und Lust dafür zu entwickeln.

Heute aber ist für immer mehr männliche Jugendliche und junge Männer ungewiss, ob oder wann je solch stabile Integration in

Erwerbsarbeit überhaupt gelingen wird. Der Zeitpunkt, durch „eigener Hände Arbeit“ eine Familie ernähren zu können, ist für sehr viele sehr ungewiss oder gar unkalkulierbar weit fern. Diese Unsicherheit betrifft längst auch breite Mittelschichten, selbst Studienabsolventen in Studiengängen, die noch vor wenigen Jahren als besonders zukunftssträftig galten. Besonders massiv betroffen ist aber selbstverständlich das Gros derer, die überhaupt keinen oder nicht mehr als einen Hauptabschluss haben, oder die zu dem (oft vergessenen) Drittel an Zugewanderten unter den angehenden jungen Männern zählen. In jener vorhin schon erwähnten Studie des Deutschen Jugendinstituts kam Tilly Lex zu dem Ergebnis, dass es bei mindestens einem Drittel aller Jugendlichen in arbeitsmarktfördernden Maßnahmen letztlich nur noch um die Abfederung gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse gehe (Lex 1997, S. 321f). Und gesellschaftliche Ausgrenzung bedeutet für angehende junge Männer fast immer auch ein Scheitern an den geltenden Maßstäben männlicher Normalität. Sozialarbeiter, die mit Aussiedlern arbeiten, berichten immer mal wieder von jungen Männern, die von sich sagen: „Ich habe keine Freundin. Denn ich hab ja noch keinen Beruf. Und da geht das noch nicht“. Bei diesen Männern ist besonders offensichtlich, besonders direkt greifbar, dass die in unserer Gesellschaft gültige Antwort auf Herbert Grönemeyers Frage: „Wann ist ein Mann ein Mann?“ nach wie vor lautet: Dann, wenn er was ist, nämlich beruflich was ist! Und alles andere muss sich dann zeigen! Und das heißt gleichermaßen zweierlei: Erstens natürlich, dass Arbeit, Erwerbsarbeit für angehende Männer als unersetzlicher Schlüssel zum anerkannten Erwachsensein als Mann gilt. Und zweitens – das wird dabei meistens übersehen: Dass dann alles andere nicht so wichtig ist, zurückstehen muss! Sie kennen alle das Bild: Ein richtiger Mann hat immer alles im Griff – oder er bricht zusammen (sei es als tragischer Held oder als Versager)! Dabei spielt sich das reale Leben meist immer dazwischen ab – und will auch in diesen vielschichtigen Zwischensphären gelebt, entfaltet und bewältigt sein.

In dem eingangs geschilderten Fall geht es für beide, für die angehende junge Mutter wie für den angehenden jungen Vater, um weit mehr als um Berufsintegration. Es geht um höchst komplexe Prozesse von Lebensbewältigung, bei der Bewältigungsschritte in den verschiedensten Lebensbereichen – oft diffizil – aufeinander bezogen und aufeinander abgestimmt sein müssen. Frauen erfahren in solchen Situationen typischerweise Unterstützung dabei, ihre schwierige Lebenssituation „in den Griff zu bekommen“ und zu meistern. Für die allerwenigstens bedeutet das übrigens heute noch einen längerfristigen Abschied von der Integration in die Arbeitswelt – selbst für viele islamisch geprägte Frauen nicht mehr. Für Männer dagegen konzentriert sich die anstehende Bewältigungsaufgabe gerade auch in solch einer Phase entstehender Familie letztlich erst einmal voll und ganz auf die Berufssituation. Frauen werden in solchen Prozessen denn auch umgekehrt oft sehr schnell viel kompetenter darin, komplexe oder prekäre Lebenslagen besser bewältigen zu können, (aber sich auch eher mit prekären Lebensaussichten zu arrangieren), während junge Männer heute der zunehmenden Gefahr ausgesetzt sind, mit dem Scheitern beruflicher Integration insgesamt als Versager zu gelten, als lebensbewältigungsinkompetent da zu

¹ Die unterschiedliche männliche und weibliche Form hier entspricht in der Relation der quantitativen Verteilung der Geschlechter in diesen beiden Funktionen, noch mehr aber dem Image diese Funktionen als eher typisch männlichen bzw. eher typisch weiblichen Tätigkeiten (abgesehen von Anleiterinnen in typisch weiblichen Sparten natürlich). Wie bedeutsam solche Zuschreibungen sind, demonstriert die Vorstellung, ein männlicher Sozialpädagoge sei in einem Team mit ausschließlich weiblichen Anleitern oder Meistern tätig.

stehen. Gerade auch in diesem Zusammenhang wäre es übrigens einmal interessant, die besonders hohe Attraktivität von Subkarrieren in randständigen Milieus und besonders in einigen Zuwanderer-Milieus zu beleuchten – die ja auch Subkarrieren zum Mann-Werden anbieten.

In Situationen wie der geschilderten bräuchte es also Anleiter und Pädagoginnen, die Gender Mainstreaming – im Sinne von Marianne Horstkemper – verstehen als Strategie, die Auseinandersetzung mit jenen in dem jeweiligen sozialen Raum als selbstverständlich geltenden Überzeugungen und Orientierungen von Männern und Frauen bewusst in das eigene Handeln zu integrieren (Horstkemper 2002, S. 42). Hier geht es nicht, oder in der Regel jedenfalls nicht vorrangig, um Konfliktpotentiale im Verhältnis der Geschlechter zueinander (wie es sonst vielfach zentraler Gegenstand geschlechtsspezifischer Konzepte ist), sondern um unterschiedliche Varianten einer selbstbestimmten Lebensführung (ebd. S. 51) – und um ein partnerschaftliches Bemühen, diese unterstützend aufeinander abzustimmen.

Gerade im Bereich der Förderung der beruflichen Integration, der Jugendberufshilfe mit angehenden jungen Männern scheint dieser Blickwinkel besonders wichtig zu werden: schlägt sich doch kaum irgendwo sonst das zunehmende Auseinanderklaffen der Gültigkeit herrschender Leitbilder männlicher Normalbiographien und deren tatsächlicher Erreichbarkeit so deutlich nieder wie hier. Und gleichzeitig sind gerade hier längst ungeheuer viele junge Männer zu erleben,

- die sich regressiv vom herrschenden Konzept männlicher Normalbiographie verabschiedet zu haben scheinen, indem sie eigentlich gar nichts mehr wollen, gar nichts mehr können und – als „geborene Loser“ – auch scheinbar zu nichts mehr zu motivieren sind,
- die kompensatorisch eine expressive Selbstinszenierung und Selbststilisierung von Männlichkeit (oder dem, was sie dafür halten) betreiben, durch Mackertum, Machogehabe, durch Gewalt sowie durch Deutung gesellschaftlicher Prozesse mit Eindeutigkeit versprechenden Naturkategorien (wie sie in Extremform der Rechtsextremismus anbietet),
- oder drittens jene, die subtil mit Subkarrieren einen alternativen anerkannten Status als Mann anstreben (ein gerade auch unter Zuwanderern besonders verbreitetes Muster).

All diesen wird die gängige bloße Kumulation berufsintegrationsfördernder Maßnahmen längst nicht mehr gerecht, auch wenn immer neue vorgeschaltete niedrigschwellige Maßnahmen ideologisch dieses System zu stützen suchen. Wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe (vgl. Krafeld 2000 u. 2001b), ist längst eine Umorientierung von einer arbeitsmarktfixierten zu einer lebensweltorientierten Jugendberufshilfe überfällig, für die nicht Arbeit alles ist – und für die man entsprechend nicht ohne Arbeit „nichts ist“, sondern für die Arbeit nicht mehr und nicht weniger ist als das zweifellos wichtigste Medium zur menschenwürdigen Teilhabe in dieser Gesellschaft ist. Gesellschaftliche Teilhabe zur Not auch trotz ungesicherter beruflicher Integration erreichbar machen zu können – und damit auch das Erreichen

männlicher Identität –, das verlangt von Jugendberufshilfe und Sozialarbeit insbesondere,

- die Qualität lebensweltbezogener sozialer Netze und sozialer Beziehungen im Alltagsleben auszubauen, weil heute letztlich nur lebensweltbezogene Zugehörigkeit stabile Zugehörigkeit gewährleisten kann,
- gebrauchswertorientierte Leistungen nicht für irgendwen, sondern für den eigenen sozialen Nahraum anzustreben, um dafür dort entsprechende Anerkennung zu erlangen, vor allem deshalb, weil Lohnarbeit (allein) immer seltener stabil Status, Selbstwertgefühl und Anerkennung bieten und dauerhaft gewährleisten kann,
- Verbindung arbeitsweltbezogener Integrationsbemühungen mit lebensweltlichen Zusammenhängen, statt Schritte zu beruflicher Integration immer häufiger an Verzicht auf lebensweltliche Integration zu koppeln (z.B. durch gezielte quartiersferne Fördermaßnahmen, durch entwurzelnde Mobilitätsanforderungen, durch lange Fahrzeiten, durch Erwartung von Überstunden u.a.).

Warum derartige Umorientierungen in ganz besonderer Weise für Jungen und junge Männer wichtig sind, das will ich im folgenden mit fünf Punkten näher erläutern:

1. Da das berufsfixierte Lebenskonzept des „Du bist, was du bist“ ein männliches ist, sind männliche Jugendliche, die noch auf dem Weg zum Mann sind, auch von dessen Brüchigwerden besonders betroffen. In weiblichen Lebenskonzepten ist der Stellenwert des Berufes weder so vorherrschend, noch so eindeutig und durchgängig. „Wechselfälle des Lebens“ (Sichtermann 1987) bringen hier immer wieder Gewichtsverschiebungen, die die Identität als Frau nicht antasten, sondern eher noch untermauern (wenn auch auf anderen Ebenen die Folgen vielfach prekär sind).
2. Das herrschende männliche Lebenskonzept ist mit einer Pyramide zu vergleichen, deren (unverzichtbares) Fundament die Berufsintegration ist, ohne das scheinbar nichts geht. Wer am Arbeitsmarkt scheitert, scheitert ganz leicht auch an der Mannwerdung (hat damit z.B. auch bei Frauen kaum eine Chance – jedenfalls, soweit es um den Wunsch nach dauerhafter Partnerschaft oder Familie geht). Ein am Arbeitsmarkt gescheiterter Mann ist in jeder Hinsicht ein Versager. Das soziale Ansehen, das Ansehen als Frau (und u.a. auch die Beziehungschancen einer jungen Frau) werden durch solch ein Schicksal dagegen kaum beeinträchtigt. Denn weibliche Lebenskonzepte sind im Spektrum verschiedener Lebensphasen des Lebens Konzentrationsverschiebungen mitzumachen – seien es freiwillige oder erzwungene Erwerbsarbeit (und die Vorbereitung darauf) hat einen phasenbedingt wechselnden Stellenwert, statt kategorisch unerlässliches Fundament für alles andere zu sein.
3. In der Arbeit mit jungen Frauen wird grundsätzlich nicht erst in besonderen Situationen (wie in jenem Schwangerschafts-

beispiel) der gesamte Lebenszusammenhang berücksichtigt, ernst genommen und einbezogen. Der ist allgemein sowieso viel präsenter als bei jungen Männern – nicht zuletzt natürlich auch, weil junge Frauen sich viel eher entsprechend einbringen und mitteilen. In Extremsituationen kann dann darauf aufgebaut werden.

4. Gerade in den letzten Jahren sind in der Jugendberufshilfe und insgesamt innerhalb des zweiten Arbeitsmarktes eine Vielzahl spezieller Angebote für junge Mütter entstanden, die die Förderung der Integration in die Arbeitswelt ausdrücklich mit vielfältigen anderen Angeboten der Alltags- und Lebensbewältigung verbinden (wenn auch teils auf problematische Weise). Angebote für junge Väter, die auch nur in irgendeiner Weise deren familiäre Situation oder deren anderen Lebenszusammenhänge mitberücksichtigen, sind dagegen allenfalls als exotische Besonderheiten für hochqualifizierte Fachkräfte in innovativen Branchen durch die Medien gegangen – als spezielle zusätzliche Maßnahme zum Erhalt der Leistungsfähigkeit besonders begehrter Arbeitskräfte. Auf ein Beispiel in der Jugendberufshilfe bin ich bislang nur in einem einzigen Fall gestoßen: Als sich in einer Gruppe von 16 Jugendlichen innerhalb kürzester Zeit der Fünfte (!) mit einer anstehenden Vaterschaft konfrontiert sah, machte ihnen eine Sozialpädagogin ein komplexes, lebensbewältigungsorientiertes Angebot – aber klammheimlich, ohne dass der Träger das so mitkriegen sollte! Denn dadurch wurde dann natürlich auch das „Trimmen für den Arbeitsmarkt“ vernachlässigt. Und das darf man ja angeblich gerade bei solchen Jugendlichen auf keinen Fall machen!

5. Im Bereich der Jugendsozialarbeit finden wir komplexe lebensweltorientierte Ansätze für junge Männer bislang praktisch nur dort, wo es um Zielgruppen geht, bei denen „an Integration in Arbeit erst einmal überhaupt nicht zu denken ist“, weil die sich und ihr Leben „überhaupt nicht im Griff haben“ (vgl. ausführlicher zu diesen Punkten: Krafeld 2000, S.138–150; Krafeld 2001a). Lebensweltorientierung wird damit degradiert zum – bei manchen unvermeidbaren – methodischen Umweg, um zum „Eigentlichen“ zu kommen.

Die Vergleiche zwischen den Geschlechtern zeigen: Die Betrachtung von Bemühungen um die Integration in die Arbeitswelt als einem, wenn auch zentralen Element von Lebensbewältigung, Lebensentfaltung und gesellschaftlicher Teilhabe ist so neu gar nicht. Nur kommt sie im Umgang mit einem Geschlecht praktisch bis heute nicht vor, nämlich bei dem männlichen. Und bei dem weiblichen wird sie vielfach so gehandhabt, dass damit letztlich zumeist pragmatisches Arrangieren und Sich-Abfinden mit instabilen, prekären, diskriminierenden und marginalisierenden Anpassungsprozessen im Spektrum konventioneller weiblicher Lebenskonzepte gefördert wird.

Gender Mainstreaming als gesellschaftspolitisches Programm, wie es gegenwärtig eher von oben her vorgegeben wird als von unten her zu wachsen, verlangt dagegen Entscheidungs- und Veränderungsprozesse, die für angehende junge Männer endlich

auch deren lebensweltlichen Zusammenhänge einbezieht in Bemühungen um die Förderung beruflicher Qualifikation – und die bei angehenden jungen Frauen diese Zusammenhänge anders als bislang üblich einbezieht, nämlich so, dass damit tatsächlich persönliche Entfaltung und gesellschaftliche Teilhabe gefördert werden. Nur so ließe sich auch perspektivisch das herrschende Bedeutungsgefälle zwischen arbeitsweltlichen und lebensweltlichen Zusammenhängen – mit ihren jeweiligen geschlechtsbezogenen Zuschreibungen – abbauen. Nur so ließen sich also auch lebenswertere Alternativen erschließen zu jenem in den letzten Jahrzehnten favorisierten Gleichstellungskonzept, das sich auf die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an der tradierten männerdefinierten Arbeitswelt stützt, statt geschlechtsbedingte Beeinträchtigungen beider Geschlechter auf je spezifische Weise ernst zu nehmen. Wie tief solch Denken aber verwurzelt ist, das zeigt nicht zuletzt die aktuelle Genderdiskussion. Immer wieder wird auch dort die Kategorie der „Benachteiligung“ benutzt, die nach Relationen (zum anderen Geschlecht) fragt (vgl. z.B. die Beiträge in Ginsheim/Meyer 2001) statt nach der jeweiligen eigenen Qualität – und die gleichzeitig in weiten Teilen dem System der polarisierten Zweigeschlechtlichkeit verhaftet bleibt. Solche Differenzansätze aber schreiben letztlich die Geschlechterdichotomie fort, allenfalls unter Aufwertung ihrer „weiblichen Polarität“ (Meyer 2001, S.28).



Zum zweiten liegt im Gender Mainstreaming eine bedeutsame Chance, lebensweltliche Orientierungen endlich aus der (sozial-)pädagogischen Nische kompensatorischer pädagogischer Interventionen herauszuholen. Denn Gender Mainstreaming als politisches Programm (von EU und Bundesregierung) bezieht sich zunächst einmal auf administrative und organisatorische Ebenen (vgl. ebd., S.25f.). Auch in der Jugendsozialarbeit ergeben sich damit zunächst einmal Anforderungen an eine Veränderung administrativer und organisatorischer Ebenen. Und solch eine Veränderung muss natürlich auch gerade auf entsprechende

Veränderungen in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik zielen - und konkreter, vor allem auf Änderungen der Vorgaben der Bundesanstalt für Arbeit. Gender Mainstreaming ernst zu nehmen, das geht letztlich nicht ohne „die traditionelle männliche Fixierung auf Erwerbsarbeit als zeitökonomisches und sinnstiftendes Zentrum der Lebensführung“ (Scherr 2001b, S. 86) aufzulösen und sich dem Problem des ungewisseren und diskontinuierlichen Stellenwerts von Erwerbsarbeit in zukünftigen männlichen Biographien zu stellen.

Hinsichtlich des Gender Mainstreamings kann es in diesem Zusammenhang allerdings nicht nur um die jungen Menschen gehen, die (noch) keinen stabilen Zugang zur Arbeitswelt gefunden haben. Scheinbar selbstverständliche Muster geschlechtsspezifischer Ausprägungen lassen sich nicht offen erfassen und reflektieren, wenn der Blick nicht auch auf die Mitarbeiter gerichtet wird, die mit diesen jungen Menschen arbeiten. Denn gerade in der Jugendberufshilfe und insgesamt in den Maßnahmen des zweiten Arbeitsmarktes sind fast nur Männer tätig, die mit dieser Anstellung oft gerade noch ihr konventionelles berufsfixiertes Männlichkeitsbild weiterverfolgen können, die selbst für sich das Ende konventioneller Eindeutigkeiten hautnah spüren (Meyer 2001, S. 38) und die sich selbst sozusagen an der Klippenkante des herkömmlichen männlichen Normalbiographiekonzeptes befinden – nur noch wenige Schritte vom Absturzrisiko entfernt. Stellen diese Männer sich nicht ihrer eigenen Situation und ihren eigenen Lebenskonzeptrisiken, so werden sie erst recht nicht „ihren Jungs“ gerecht werden können.

Literatur

Ginsheim, Gabriele v./Meyer, Dorit (Hrsg.) (2001): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Sozialpädagogisches Institut Berlin, Berlin.

Horstkemper, Marianne (2001): Gender Mainstreaming als Prinzip geschlechtsdifferenzierender Arbeit in der Jugendhilfe – Auftrieb für geschlechterbewusste Pädagogik oder Konkurrenz für bereits entfaltete Reformkonzepte? In: Ginsheim / Meyer, S. 41–56.

Krafeld, Franz Josef (2000): Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft. Eine Herausforderung an die Pädagogik. Opladen.

Krafeld, Franz Josef (2001a): Jungen und junge Männer – Jungensozialarbeit. In: Fülber, Paul/Münchmeier, Richard (Hrsg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation. Münster, Bd. 1, S. 559–570.

Krafeld, Franz Josef (2001b): Lebensweltorientierte Pädagogik in der Jugendhilfe. In: Jugend Beruf Gesellschaft, 52. Jg., H. 1, S. 20–25.

Lex, Tilly (1997): Berufswege jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung. Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, Bd. 3. Hrsg. Deutsches Jugendinstitut München. München.

Meyer, Dorit (2001): Gender Mainstreaming: Bedeutung – Entstehung – Kontexte einer neuen politischen Strategie. In: Ginsheim/Meyer, S.25–40.

Scherr, Albert (2001): Gender Mainstreaming – Chance und Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Ginsheim/Meyer, S. 17–24.

Scherr, Albert (2001): Gender Mainstreaming als Lernprovokation – Anforderung an die Ausbildung, Fortbildung und Personalentwicklung in den Organisationen der Jugendhilfe. In: Ginsheim/Meyer, S. 81–94.

Sichtermann, Barbara (1987): FrauenArbeit. Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation. Berlin.

Kontaktadresse:

ZEBB – Zentrum für soziale Beratung und Bildung
 Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Bremen
 Prof. Dr. Franz Josef Krafeld
 Neustadtswall 30 · 28199 Bremen
 Tel.: 04 21/89 12 84 · Krafeld@fbsw.hs-bremen.de



„... und dann merkst Du, Du bist auch was besonderes“

Partizipation – Motivation – informelles Lernen: Elemente einer geschlechtsbezogenen Unterstützung für junge Frauen und Männer im Übergang

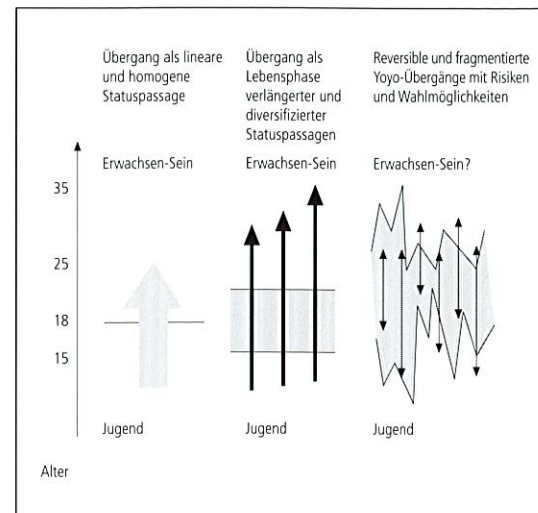
I. Das Projekt Yoyo – Ausgangspunkte und erste Ergebnisse

In diesem Workshop wollen wir erste Ergebnisse aus dem europäischen Forschungsprojekt „Yoyo“ – Youth Policy and Participation – diskutieren, in dem wir beide am Institut IRIS (Institut für regionale Innovation und Sozialforschung, Tübingen) mitarbeiten. Das Projekt wird finanziert aus dem 5. Rahmenforschungsprogramm der EU, Rubrik „Verbesserung der Sozio-ökonomischen Wissensgrundlagen“, und läuft von Juli 2001–Juli 2004. Beteiligt sind elf Forschungseinrichtungen aus neun Ländern, neben Deutschland sind das Dänemark, Rumänien, Italien, Spanien, Portugal, Irland, Großbritannien und die Niederlande.

Den analytischen Ausgangspunkt des Projekts bilden die veränderten Übergänge von der Jugend in ein immer ungewisser werdendes Erwachsensein, das beide Geschlechter – freilich auf unterschiedliche Weise – betrifft. Konnte noch vor 30 Jahren von einem relativ geradlinigen Übergang ausgegangen werden, so wuchs in der Zwischenzeit das Bewusstsein von verlängerten Übergängen, die sich, und das ist unter der Geschlechterperspektive sehr wichtig, eben nicht nur in einem Bereich abspielen, sondern tendenziell alle Lebensbereiche betreffen. Und wir sagen nun: diese Übergänge spielen sich zunehmend als Yo-yo's zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit ab, sie sind reversibel und chaotisch, ein Ankommen im Erwachsenwerden gibt es so nicht mehr, objektiv nicht und auch nicht im Lebensgefühl.

Die Yoyoisierung von Übergängen zwischen Jugend und Erwachsen-Sein

Vor dem Hintergrund dieser yoyo-isierten Übergänge wird die Teilnahme junger Frauen und Männer an ihrer eigenen Übergangsbioografie, bzw. besser: die aktive Gestaltung dieser Übergangsbioografie, immer wichtiger. Als solche könnte man dieses nach beiden Seiten – in Richtung Jugend genauso wie in Richtung Erwachsensein – ausfransende „Stück“ des Lebens als junge Erwachsene beschreiben. Gerade in übergangsbiografischer Hinsicht muss es also zunehmend um Partizipation gehen. Diese muss eben auch dort verankert werden, wo sie in den aktuellen Debatten um Beteiligung viel zu wenig diskutiert wird: in ausbildungs- und arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Die Ausgangsthese des Projekts Yoyo lautet also: die Unterstützung des Übergangs ist dann am effektivsten, wenn junge



Frauen und Männer so weit wie möglich ihre Übergangsbioografie mitgestalten können. Die Motivation für die Teilnahme an ihrem ureigensten Projekt lässt sich durch Ansätze, in denen ein solches aktives Verständnis von Partizipation verankert ist, wieder entwickeln. Eine große Rolle spielen hierbei informelle Lernprozesse.

II. Methoden und Arbeitsformen im Yoyo-Projekt

Das Arbeitsprogramm im Überblick:

- Bestandsaufnahme der Übergangskontexte in den Partnerländern
- Interviews mit 25 jungen Frauen und Männern (Herbst/Winter 2001)

Fallstudien (März 2002 bis Juni 2003):

- Dokumentenanalyse (ab März 2002)
- ExpertInneninterviews (ab März 2002)
- Video-Projekt mit Jugendlichen (ab Juli 2002)
- Gruppen-/Einzelinterviews mit 20 TeilnehmerInnen (ab Oktober 2002)
- Lokale Workshops (April 2003)

Vergleichende Analyse (ab Juli 2003)

- Entwicklung eines Fortbildungsprogramms für Jugend(sozial)arbeiterInnen (ab Oktober 2003)

Zunächst haben wir die Kontexte für den Übergang in den jeweiligen Ländern und Regionen herausgearbeitet. Dann haben wir zwei Gruppen von jungen Leuten zu ihren Erfahrungen seit dem Ende der Schule interviewt: zum einen junge Frauen und Männer aus dem Kontext der Projekte, die wir für die Fallstudien ausgesucht hatten (s.u.), also Jugendliche, die aus dem einen oder anderen Grund aus dem System von Bildung und Ausbildung herausgefallen waren. Und als Kontrastgruppe junge Frauen und Männer, die zwar auch nicht den geraden Weg Schule-Ausbildung oder Studium-Beruf gegangen sind, die aber mit sehr guten Voraussetzungen gestartet waren. Wir wollten wissen, auf welche Ressourcen denn diese bei ihren subjektiv sehr zufriedenstellenden Übergängen zurückgegriffen haben.

Mit den daraus gewonnenen Erkenntnissen sind wir dann in das Kernstück des Projekts eingestiegen, in Fallstudien über Projekte für Jugendliche mit Schwierigkeiten im Übergang, deren Unterstützungsarbeit stärker diesen Komplex aus Partizipation und informellem Lernen berücksichtigt. Dazu haben wir eine Reihe von maßgeblichen Personen in und um die Projekte interviewt und werden jetzt im Winter noch einmal eine Runde von Interviews mit aktuellen und ehemaligen TeilnehmerInnen und NutzerInnen der Projekte führen. Zusätzlich konnten die jungen Frauen und Männer in einem Videoprojekt ihr Erleben des Übergangs Schule-Beruf auf eine andere Weise ausdrücken.

In jedem Partnerland werden drei solcher Fallstudien erstellt. Die Projekte wurden nach gemeinsamen Kriterien für jedes Land eigens ausgesucht und stellen ein breites Spektrum von Unterstützung junger Leute im Übergang vor, die in sehr unterschiedlicher Weise mit dem Thema Partizipation und Übergang umgehen. Die Bandbreite reicht vom selbstorganisierten Netzwerk für junge Einwanderer in Mallorca bis zum Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekt für junge Mütter in Nordirland (vgl. unsere Homepage).

III. Unsere Fallstudien: wie und warum haben wir sie ausgewählt?

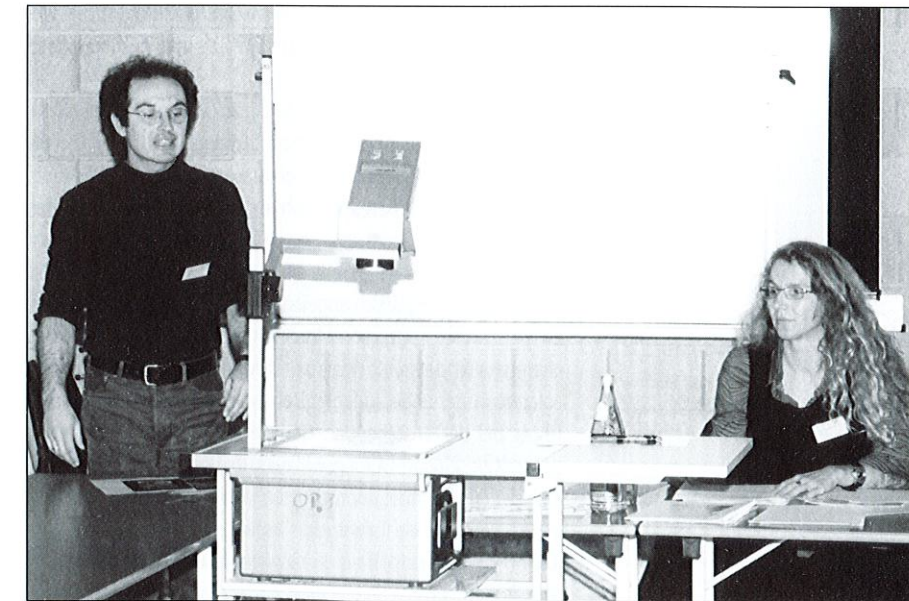
In der Bundesrepublik, wo IRIS für die alten Bundesländer und die TU Dresden für die neuen Länder zuständig ist, haben wir im Westen nach zwei Projekten gesucht, in denen die Themen Übergang, Partizipation und informelles Lernen in besonders prägnanter Weise verknüpft werden. Mit Hilfe einschlägiger ExpertInnen aus Verbänden und öffentlicher Datenbanken haben wir für unsere Fallstudien ausgewählt: das Atelier „La Silhouette“, das eine reguläre Berufsausbildung im Schneiderinnenhandwerk für Mädchen mit Migrationshintergrund anbietet; das Projekt „Türöffner“ bzw. die Mobile Jugendarbeit hier in Stuttgart. Wir wollen im Folgenden die bisherigen Ergebnisse in ihren Geschlechteraspekten darstellen.

Projekt „Türöffner“, Stuttgart: Partizipation, Motivation, Informelles Lernen und Männlichkeit

Das Projekt „Türöffner“ war deshalb interessant, weil es an der Schnittstelle arbeitet zwischen dem weichen Sektor der Jugend-

politik (Jugendarbeit, Freizeit usw.) und dem harten Bereich, in dem es um Teilhabe am Arbeitsmarkt, Qualifizierung und Bildung geht. Das Projekt steht im Rahmen des Sofortprogramms der Bundesregierung „100.000 Jobs für Junge“ und beinhaltet die aufsuchende Arbeit mit jungen Frauen und Männern, die den Kontakt zum Bildungs- und Beschäftigungssystem weitgehend verloren hatten. Angesiedelt war es bei der Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit Stuttgart, finanziert vom Arbeitsamt und von der Stadt Stuttgart aus dem Jugendetat. Die Türöffner waren eingebunden in die Arbeit der Teams der Mobilien Jugendarbeit an verschiedenen Standorten im Stuttgarter Stadtgebiet. Wichtig ist vorzuschicken: das Projekt lief in der bisherigen Form zum Ende des letzten Jahres aus, woraus sich für unsere Forschungsarbeit die Möglichkeit ergibt, zu vergleichen, wie das Thema Übergang Schule-Beruf jetzt bei der Mobilien Jugendarbeit verankert ist.

Die Verknüpfung von Mobiler Jugendarbeit und Fragen der beruflichen Integration bietet eine besonders spannende Möglichkeit



für die Verankerung von Partizipation: hier ist das Eingeständnis wichtig, dass vom System beruflicher Hilfen und berufsbezogener Beratung nicht alle jungen Erwachsenen erreicht werden. Deren Ansprüche auf Unterstützung werden anerkannt, statt zu sagen: wer Interesse an einer Berufsausbildung hat, wird sich schon bei uns melden. Dies scheint besonders wichtig zu sein für junge Männer, die im Interview sehr stark ihr Scheitern oder ihre Misserfolge im Übergang als Folge eigenen Handelns schilderten: „ich hab einfach Scheiße gebaut“ kommt so oder so ähnlich in fast allen Schilderungen der (Aus-)Bildungswege vor. Diese Haltung bedeutet eine höhere Hemmschwelle, sich auf Unterstützungsangebote einzulassen, deren Nutzen fraglich ist. Erstaunlich war in diesem Zusammenhang die Aussage: „hier hat sich zum ersten Mal jemand für mich interessiert“. Die Niederschwelligkeit und lebensweltliche Einbettung der Arbeit haben für die befragten jungen Männer Vorteile gegenü-

ber anderen Angeboten, welche voraussetzen, dass die Betroffenen sich als hilfebedürftig erkennen, also eine hohe Problemeinsicht haben, aber auch die Zuschreibung zulassen: „du hast ein Problem“. Eingebettet in die Arbeit bei den Mobilien spielt sich die Unterstützung an einem der zentralen Orte ab, an dem die jungen Männer sich ohnehin aufhalten. Dieser Rahmen machte es auch jungen Frauen und Männern, die bis dahin noch keinen Kontakt mit den Mobilien gehabt hatten, eher möglich, sich auf das Angebot einzulassen: „die merken hier, da geht's um Spaß haben, auch um Freizeit verbringen, das ist o. k.“, da kreist nicht alles um „ihr Problem“. Gegenüber der Berufsberatung, mit der man einen Termin ausmachen muss, und die die Rolle definiert, in der man handelt, respektiert die informelle Art der Beratung für die befragten jungen Männer viel eher ihr Selbstkonzept.

In der Arbeitsweise heben sich die symmetrischen oder reziproken Beziehungen zu Erwachsenen deutlich ab von den bisher erlebten Unterstützungsformen, zum Beispiel in der Schule oder beim Arbeitsamt: „die haben doch Hunderte von Leuten, da hätt' ich auch kein Bock, mich um jeden zu kümmern“. In der Mobilien Jugendarbeit besteht dagegen prinzipiell die Möglichkeit, die Beratung in eine weitgehend gestaltbare und aushandelbare Beziehung einzubetten.

Die jungen Männer fühlten sich häufig auch übergangen in dem, was tatsächlich mit ihnen passierte: Partizipativer ist dagegen die allgemeine Arbeitsweise von mobilen Ansätzen erlebt worden, die zum Beispiel keinen Schritt ohne die Einwilligung der jungen Männer macht.

Motivation: Biografisch angelegte Begleitungsprozesse ermöglichen es, lange Ketten von Misserfolgs Erfahrungen zu durchbrechen, wie in dem Fall des jungen Mannes, der eigentlich nur solange in der angefangenen Berufsausbildung bleiben wollte, bis er bei der anstehenden Gerichtsverhandlung dem Richter gegenüber seine Besserungswilligkeit demonstriert hätte.

„Und dann hammer gesprochen so, ja was kann man, das Beste wäre, wenn de ne Lehre jetzt anfängst, hasch erstens gute Chancen vor Gericht, dass du nicht noch mal in Knast kommst, ich hab noch nie ne Lehre gemacht, ich, ja o.k., hab ich realistisch geschaut, ja, was kann ich machen, ohne dass ich abbrech' oder so. Und dann simmer auf den Punkt gekommen, ja, (...) probier mer's mal. Dann hat mich ein Betrieb genommen, (...), jo, da hab ich erst ein zweiwöchiges Praktikum gemacht, ich hab ihnen zugesprochen, die Firma hat mir zugesprochen, hab ich die Lehre angefangen. Ja und dann fing's an so nach'm halben Jahr hatt' ich keinen Bock mehr. Hab ich gedacht, jetzt muss ich des so lange machen, bis der Gerichtstermin vorbei ist und dann tu ich einfach kündigen. Hab ich erst mal gearbeitet, dann Gerichtstermin gekommen, Glück gehabt, sieben Monate schon erste Lehrjahr vorbei. Sieben Monate, da hab ich gedacht, ha ja, jetzt komm, jetzt bleibsch noch ein zwei Monate und dann kündigst. Und dann bin ich noch mal die ein zwei Monate sind au rumgegangen, da hab ich gesagt, komm jetzt, Ende des Jahres gibst's Prämie, dreitausend Mark, die nimmsch au no mit und dann sagsch Ade. Und dann hab ich d Prüfung gschafft, dann hab ich die dreitausend Mark Prämie bekommen, da hab ich mir aber immer noch gedacht, nee, des kannst nicht bringen, jetzt bist ein

Jahr da im Betrieb und so, jetzt bleibsch no bissle und so hat's dann immer bei mir rausgezogen, dann Zwischenprüfung, zweites Lehrjahr, da bin ich ins dritte gekommen, da hab ich gedacht, jetzt bin ich im dritten, jetzt kann ich doch nicht aufhörn, jetzt bin ich so weit gekommen, ich sag, ja o.k.. Und dann umso länger ich dabei war, umso mehr ist mein Interesse gewachsen. Einen guten Abschluss zu machen, richtig dabei zu sein und so. (...) Dann war auch fast des Jahr zuende, dann hab ich guf lernen können auch in der Zeit, wo ich krankgeschrieben war, richtig gut gelernt, bin ich zur Gesellenprüfung gegangen, im Juni so. Hab ich meine Gesellenprüfung gut gemacht mit einem Durchschnitt von 2,0, hab da gleich die mittlere Reife bekommen, jo, und dann so isch's gegangen.“ (Martin, Absatz 134)

Zusammen mit der immer wieder abrufbaren Unterstützung durch die Mobilien gelang es, die anstehenden Entscheidungen (abbrechen oder bis zum Jahresende weitermachen) in so kleine bewältigbare Schritte klein zu arbeiten, dass er am Schluss die Lehre fertig machen konnte.

Informelles Lernen: Viele der befragten jungen Männer hatten eine stark ablehnende Haltung gegenüber allem, was nach Schule klang oder roch. Insofern bieten sich die vielfältigen Lerngelegenheiten in einem offeneren Setting an, diese Barrikaden etwas zu lockern. Häufig passiert Lernen hier ganz unbewusst bei ganz konkreten Dingen, die den Alltag der Jugendlichen betreffen. Ein wichtiger Nebeneffekt solcher Lernsituationen: (geschlechtsbezogene) Zuschreibungen und deren Übernahme ins Selbstbild, seien sie nun kollektiv oder individuell („wir sind doch nur die Loser“), werden dadurch durchbrochen, dass bei der Vielfalt von Settings (Tischkicker, Sport, Musik etc.) Rollenwechsel möglich sind, die systematisch inszeniert und für die individuelle Beratungsarbeit genutzt werden können. Der anwaltlichen Funktion der Jugendarbeit kommt dabei eine wichtige Rolle zu, indem damit Lernanlässe entstehen, dieses Selbstbild („mit uns machen sie ja sowieso, was sie wollen“) ausdifferenzieren.

Fazit: Dem männlichen Selbstkonzept wird insoweit entgegengekommen, dass frustrierende Kontakte mit Ämtern vermieden werden und Beratung ein anderes Gesicht bekommt. Am Beispiel von Martin besteht die Unterstützung darin, das selbstdefinierte Rollenmuster „loser“ bzw. „Abbrecher“ nach und nach zu verlassen – unzählige Beratungsgespräche begleiten einen Prozess, in dem er sich nach und nach von diesem Rollenmuster entfernen kann.

Projekt „La Silhouette“, München: Partizipation, Motivation, Informelles Lernen und Weiblichkeit

„La Silhouette“ ist im „harten“ Sektor der beruflichen Unterstützung angesiedelt: es bietet eine ganz reguläre 3-jährige Ausbildung an, die abschließt mit einer Prüfung bei der Schneiderinnung.

Bei „La Silhouette“ gibt es einen expliziten und einen impliziten Geschlechterbezug. Der explizite: „junge Frauen stärken einander“ ist das Grundprinzip des gemeinschaftlichen Lernens,

„Affidamento“ ist expliziter Bestandteil des Unterstützungs-konzepts, d.h.: Frauen unterschiedlichen Alters können voneinander lernen, die Jüngere von der Älteren genauso wie die Ältere von der Jüngeren. In diesem Sinne betreibt das Projekt in Büchern, Materialien, und Selbstdarstellungen auch sehr bewusst seine eigene Frauen-Geschichtsschreibung. Der implizite Geschlechterbezug ist die berufliche, ökonomische und lebenspraktische Verselbständigung: Es geht darum, als junge Frau über den Beruf so selbständig wie möglich zu werden – im materiellen Sinne wie auch ganz umfassend als Persönlichkeit.

Partizipation im Projekt heißt: weitestgehende Mitsprache- und -entscheidungsmöglichkeiten, bis hin zur Besetzung von Ausbildungs- und Mitarbeiterinnen-Stellen:

Jelena: „Also es ist schon so, dass wir nicht entscheiden, das ist ja klar (...) Aber nach den Meinungen werden wir schon gefragt, da dürfen wir schon was sagen. Jetzt nicht bei allem. Aber was vielleicht einen neuen Auszubildenden anbelangt.“

Hatice: „Oder Meister.“

Jelena: „Ja, oder wenn irgend was ist.“

Hatice: „Weil wir müssen ja mit denen arbeiten, nicht die Chefs. Die fragen unsere Meinung, ob wir mit dem klarkommen oder nicht, danach wird ausgebildet oder gearbeitet halt.“

Partizipation ist aber auch im übergeordneten gesellschaftlichen Zusammenhang zu verstehen: immer geht es darum, als junge nicht-deutsche Frau für die eigenen Rechte einzutreten und hierbei Selbstbewusstsein zu entwickeln

Sevdye: „Vor allen Dingen psychisch ist es auch so, wenn ich zurückerdenke, bevor ich mit der Ausbildung angefangen habe, war ich super un-selbstbewusst, schüchtern ohne Ende, (...) das ist das schlimmste, was einer Frau passieren kann, find ich, un-selbstbewusst zu sein. Und jetzt: Einfach dazustehen, da bin ich, was willst denn du jetzt? So zu reagieren.“

Tanja: „Also ich hab zumindest sehr viel gelernt, im Atelier. Nicht nur vom Nähen her sondern überhaupt auch so im Erleben, was man so gebrauchen kann. Und das lernst du in einem anderen Betrieb nicht. Also da gehst du wirklich nur hin und lernst deine Sachen, die du lernen musst. Und Schule und so. Und im Atelier ist es eben nicht so. Da lernst du schon sehr sehr viel mehr (...)“

Sevdye: „Selbstbewusstsein...“

Tanja: „Vieles, eigentlich. In jeder Hinsicht eigentlich.“

Sevdye: „Also in erster Linie Selbstbewusstsein. Selbständigkeit.“

Tanja: „Genau. Kreativität auch.“

Sevdye: „Mmh, genau. Sich selber zu verwirklichen (Daniela: „genau.“) Einfach: man hat gelernt, wie man im Leben doch noch vorwärts gehen kann. Optimismus. (...) Auch so Sachen wie selbständig zum Kreisverwaltungsreferat zu gehen um unsere Aufenthaltserlaubnis zu verlängern oder zu bekommen. Oder meinetwegen Wohnungsamt, hm? Arbeitsamt? Also da haben wir auch amtliche Dinge, so soziale Sachen, die man außerhalb dieses Betriebes lernen sollte, haben wir auch gelernt. Find ich genauso wichtig.“

Tanja: „Also das gehört mit dazu im Atelier. Das ist schon so.“

Partizipation heißt auch: sich vollständig einbringen zu können, als ganze Person:

Jelena: „Und man hat gemerkt, dass da die Persönlichkeit ziemlich wichtig ist, (...) wenn's einem nicht gut geht, kann man

reden, man kann sagen, was los ist, man muss nicht rumlügen, weil man Angst hat, dass man dann gekündigt wird, solche Sachen.“

Für die Motivation erweist sich Mode als hervorragendes Medium, um junge Frauen anzusprechen und ihre Lust auf hochqualifizierte Arbeit zu wecken:

Sultan: „Also ich mache jetzt einen sehr schönen Rock, die Röcke (im Schaufenster), die haben alle gemacht, die im ersten Ausbildungsjahr sind. (...) Also ich fühl mich wohl, wenn ich nach Hause geh. Dann bin ich, auch wenn ich ne Kleinigkeit gemacht hab, dann bin ich auf mich irgendwie stolz, auch wenn ich jetzt ein Knopfloch gemacht hab. Äm, weil in der Zwischenzeit, wo ich gar nichts gemacht hab, hab ich mich immer schlecht gefühlt. Ich hab ja nix gemacht, und das hat mich gestört. Aber jetzt ist das ja nicht so und ich mach ja Sachen, die man sehen kann, und die für jemanden ist wie Kunden, und... Schöne Sachen, einfach, was auch Spaß macht! Ich hab jetzt diesen komischen Gefühl nicht mehr wie damals, ja.“

In regelmäßigen Modenschauen wird die Lust der jungen Frauen auf Selbstdarstellung aufgegriffen und weiterentwickelt. Mode ist zudem auch eine Möglichkeit, Gender und vor allem auch kulturelle Herkunft immer wieder neu zu verhandeln. Auch die Ausbildungsgruppe selbst wird zu einem Motivationsfaktor für die Teilnehmerinnen:

Valerie: „Zum Beispiel wenn ich diese Ausbildung hier aufhöre, würde ich alle total vermissen. Und ich würde sie so vermissen, und das ist auch das erste, was uns zusammenhält, dass wir weiter lernen können. Und das finde ich toll.“

Mona: „Ja für mich ist es auch was, wo ich das erste Mal sag, da geh ich gerne hin. Das ist das erste Mal, wo ich morgens gerne aufstehe und mich freu, in die Arbeit zu gehen und die anderen wiederzusehen.“

Informelles Lernen bedeutet hier, dass nicht nur ein bestimmtes Ausbildungscurriculum durchgezogen, sondern sehr viel Wert auf die Lernprozesse in der Gruppe gelegt wird; ein wichtiger Aspekt hierbei ist das Gesellennetzwerk der Ehemaligen, die immer wieder im Projekt aktiv werden - als Nachhilfelehrerinnen für die Berufsschulfächer, als Choreographinnen für die Modenschauen. Die Ehemaligen sind erreichbare und erlebbare Vorbilder – sie leben konkret vor, was später mit der Ausbildung gemacht werden kann.

Ganz entscheidend ist der doppelte Lerninhalt – die Stärkung der einzelnen jungen Frau, aber auch die Stärkung des Solidaritätsgefühls als Gruppe: es werden Lernerfahrungen gemacht, die den Wert dieser weiblichen Solidarität vermitteln:

Sevdye: „Und das vermittelt Atelier Silhouette einfach, dass man einem beibringt, was wirklicher Zusammenhalt ist.“

Fazit: Deutlich wird, wie sehr die jungen Frauen von dem geschlechtshomogenen Setting profitieren: informelles Lernen in der Ausbildungsgruppe, die für viele zur wichtigsten peer-group wird, der Kontakt mit den Ehemaligen, die ganz nahe role-models für sie sind, und an denen sie direkt abschauen können, was aus der Ausbildung / aus dem Leben als junge Migrantin allgemein gemacht werden kann; und der überaus wichtige

Kontakt zu den Leiterinnen des Projekts – mit der zentralen Erfahrung, dass diese in allen wichtigen Lebensfragen Hilfe und Unterstützung bieten.

Beide Projekte arbeiten an einer für die jeweiligen jungen Frauen und Männer produktiven Variation der Geschlechterrollen. Beide tragen hiermit zu einer Veränderung der Geschlechterbeziehungen bei – denn junge Frauen profitieren von jungen Männern, die bereit sind, ihre Rollenkonzepte partiell zu verlassen, genauso wie die Geschlechterbeziehungen von selbstbewussten jungen Frauen profitieren, die ihren Weg gehen und sich nicht auf Abhängigkeitsverhältnisse einlassen (müssen). Sie profitieren von gestärkten Frauen und von jungen Männern, die bereit sind, ihre bisherigen Bewältigungsmuster zu verlassen. Der geschlechterpädagogische/geschlechterpolitische Output solcher partizipativen biografiebezogenen Ansätze ist also beträchtlich. Damit er sich verbreitern kann, sind die strukturellen Hürden zu überwinden, die sich gerade solchen modellhaften Projekten immer wieder stellen. Wäre Gender Mainstreaming ein zuverlässiges Förderkriterium, dann könnten sich solche Projekte über ihren Geschlechterbezug profilieren und etablieren.

Kontaktadresse:

IRIS e.V. – Institut für regionale Innovation und Sozialforschung
Dr. Andreas Walther, Dr. Barbara Stauber, Axel Pohl
Fürststr. 3 · 72072 Tübingen
Tel.: 0 70 71/7 95 20-61 · Fax 0 70 71/7 95 20-77
iris.tue@iris-egriss.de · www.iris-egriss.de/yoyo



„Fit for school“ – Projekt „BVJ-Klasse für Schülerinnen mit auffälligen Fehlzeiten“

Förderband – eine Einrichtung der Jugendberufshilfe

Der Förderband e.V. ist eine kirchliche Einrichtung im BDKJ (Bund der deutschen katholischen Jugend). Der Verein unterstützt seit über 20 Jahren benachteiligte Jugendliche beim Übergang von der Schule in den Beruf. Zu den Tätigkeiten gehören Berufsorientierung und Berufsvorbereitung an den Schulen, Hilfen bei der Ausbildungsplatzsuche, Begleitung während der Ausbildung und Hilfe bei der Suche nach einem Arbeitsplatz.

Das Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) in Mannheim

Für Jugendliche, die nach Abschluss der allgemeinbildenden Schule keine Ausbildungsstelle gefunden haben und die aufgrund nicht ausreichender Noten keine weiterführende Schule besuchen können, ist das Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) an der Berufsschule verpflichtend. Mittlerweile sind in Mannheim etwa 800 Jugendliche jährlich am BVJ.

Ausgangslage

Eine besonders benachteiligte Gruppe am BVJ sind die Jugendlichen, die die Hauptschule ohne Abschluss verlassen. Diese hatten bereits in der Hauptschule erhebliche Probleme, die Schule regelmäßig zu besuchen. In der Vergangenheit zeigte es sich, dass diese „schulmüden Jugendlichen“ ihre „Schwänzerkarriere“ im BVJ – trotz nachgehender Arbeit von BVJ-Mitarbeiter/innen und Lehrer/innen – in der Regel fortsetzen. Die Notwendigkeit, ein spezielles Konzept für die Arbeit mit dieser Zielgruppe zu entwickeln, lag auf der Hand.

Bei der Konzeption für eine besondere Klasse für schulmüde Mädchen konnte auf Erfahrungen mit der Begleitung von männlichen Schulschwänzern im Berufsvorbereitungsjahr zurückgegriffen werden. Die Jungen werden in speziellen „Schwänzerklassen“ nach Vorinformationen aus der Hauptschule zusammengefasst und durch verschiedene Maßnahmen an Schule und Unterricht wieder heran geführt, persönlich stabilisiert, nach Möglichkeit auf den Hauptschulabschluss vorbereitet und bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz unterstützt. Auch an die Hilfeleistungen des Arbeitsamts werden die Jungen herangeführt.

Die Erfahrung zeigt allerdings, dass die für Jungen entwickelten Konzepte in der Arbeit mit den Mädchen nur zum geringen Teil

verwendbar sind, da Mädchen andere Formen entwickeln, sich Anforderungen zu entziehen als Jungen.

Beschreibung der Zielgruppe

Eine Sondererhebung bei Schulschwänzer/innen im Förderband ergab, dass die Mädchen nicht einfach unentschuldig fehlen oder sich in ihrer Clique in der Stadt aufhalten, sondern sich eher krank melden. Die Mädchen entziehen sich den Anforderungen der Schule, indem sie psychosomatisch reagieren und Krankheit sowohl physisch als auch psychisch als gesellschaftlich legitimen Ausweg nutzen.

Die Sondererhebung ergab auch, dass die Gruppe der Mädchen, die hohe Fehlzeiten haben, keinesfalls homogen ist, sondern dass sich auch leistungsstärkere Mädchen in der Gruppe befinden, die sich etwa zu alt für die Klasse fühlen und sich dann entziehen. Migrantinnen wechseln häufig von höheren Schulen im Herkunftsland in die deutsche Hauptschule, müssen dann auf Grund mangelnder Sprachkenntnisse eine Klasse wiederholen. Sie reduzieren mit dem Schulwechsel ihre Bildungserwartungen und fühlen sich dann auch auf Grund ihres Alters mit den „Kindern“ in ihrer Klasse nicht wohl.

Den Mädchen in der Modellklasse waren folgende Merkmale gemeinsam:

- Alle Mädchen fielen bereits in der Hauptschule (vorhergehende allgemeinbildende Schule) durch hohe Fehlzeiten auf.
- Viele Mädchen hatten Migrationserfahrungen oder größere Umzüge hinter sich.
- Die Mädchen mussten häufig auf jüngere Geschwister aufpassen.
- Mehrere Mädchen kamen von Gymnasium über Realschule ins BVJ (Reduzierung der Bildungserwartungen wirkt sehr demotivierend).
- Alle Mädchen hatten selbst psychische oder somatische Beschwerden und/oder Familienangehörige waren massiv betroffen.

Eine Klasse für Schwänzerinnen als Pilotprojekt

Im Schuljahr 2000/2001 wurde als Pilotprojekt erstmals an der hauswirtschaftlichen Berufsschule, der Luzenbergschule, in Kooperation mit dem Förderband eine Klasse für schulmüde Mädchen eingerichtet. Die Klasse wurde erst zum zweiten Halbjahr

gebildet, da Schulleitung und Lehrerinnen in Kooperation mit dem Förderband im ersten Schulhalbjahr zuerst alle bislang zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ausschöpfen wollten, um die Mädchen an regelmäßigen Schulbesuch heranzuführen. Denjenigen, die sich diesen Maßnahmen entzogen, wurde somit eine zweite Chance gegeben.

Bei den Planungen für diese Klasse, beruhend auf den Erfahrungen mit den männlichen Schwänzern, gingen alle Beteiligten davon aus, dass ein großer Teil der schulmüden Mädchen durch umfangreiche, motivierende schulische und flankierende außerschulische Maßnahmen wieder an den regelmäßigen Schulbesuch herangeführt werden könnten.

Es wurden projektorientierte Unterrichtsabschnitte geplant, wie sie bereits im Teamteaching von Lehrerinnen und Förderband-Mitarbeiterinnen durchgeführt wurden. Eng verzahnt mit den schulischen Projekten ist die sozialpädagogische Begleitung durch das Förderband.

Nach den Erfahrungen mit dem Pilotprojekt war es wichtig, im neuen Schuljahr 2001/2002 die Klasse von Beginn an einzurichten, da im Vorjahr die Klassenlehrerinnen bei vielen Schwänzerinnen bereits selbst überdurchschnittliche Energie investiert hatten, um sie für die Schule zu gewinnen. Bei der Konferenz, bei der die Namen von Schülerinnen für die Projektklasse im Förderband genannt wurden, wurden dann auch Mädchen abgelehnt, weil die Lehrerinnen fanden, dass sie völlig unglaubwürdig würden, wenn diese Mädchen eine weitere Chance bekämen.

Für schlechte Stimmung in den anderen Klassen sorgte auch die Tatsache, dass die Projektmädchen nach lediglich vier Monaten Schulbesuch zum Hauptschulabschluss geführt wurden.

Neukonzeption der Schwänzerinnenklasse

Da das Projekt als Kooperationsmodell zwischen Förderband und Berufsschule angelegt wurde, war es für den Erfolg des Projekts ganz bedeutsam, Lehrerinnen zu gewinnen, die bereit sind, mit den Förderband-Mitarbeiterinnen das Experiment einer Klasse für Mädchen mit auffälligen Fehlzeiten durchzuführen.

Um die Konkurrenzsituationen zwischen Schülerinnen und Lehrerinnen und Förderbandmitarbeiterinnen von vorneherein auszuschließen, wurde das Projekt 2001/2002 gleich zu Schuljahresbeginn mit einem Team aus Förderband und Schule an der Schule gestartet.

Wichtig war auch, Schülerinnen und Lehrerinnen dadurch deutlich zu machen, dass es sich um ein Kooperationsprojekt handelt und nicht um eine „Förderbandklasse“ wie im Vorjahr. Entsprechend viel Zeit wurde dann auch auf die gemeinsame Vorbereitung der Modellklasse bereits im alten Schuljahr gelegt. Mit Schulleitung und Förderbandleitung wurde die Vorgehensweise abgestimmt.

Durchführung

Wichtige Elemente der „besonderen“ Klasse sind das Thematisieren des Problems Schulabbruch von Anfang an, Formation

einer Klassengemeinschaft und die Partizipation der Schülerinnen.

Der Unterricht startete mit Projektarbeit und einem langsamen Start des Unterrichts. Der erste Block begann mit „herzlichem Willkommen“ – einem Tag rund ums Herz – und es wurde ein Ampelsystem für Verspätungen und Fehlzeiten festgelegt. Dem gegenseitigen Kennenlernen wurde viel Zeit eingeräumt und es gab umfassende Informationen über den Verlauf des Schuljahres. In dieser Zeit fand kein Unterricht statt und die Schülerinnen hatten keinen Stundenplan mit Fächern.

In der zweiten Woche fand die Aktionswoche im Förderband statt, in der weitere Grundsteine für die Bildung einer stabilen Klassengemeinschaft gelegt wurden und das Thema Berufsorientierung und -findung im Mittelpunkt stand.



Über diesen ersten Abschnitt gibt es schriftliche Rückmeldungen der Mädchen: Die Mädchen signalisierten, wie wohltuend es ist, Zeit miteinander zu haben, sich kennen zu lernen und mit Schule langsam anzufangen. Bei einem Elternabend stellten die Mädchen per Powerpoint-Präsentation die Projektklasse ihren Eltern vor. Viele Hausbesuche durch das Betreuungsteam von Lehrerinnen und Förderband-Mitarbeiterinnen und Elterngespräche folgten.

Da viele Mädchen – wie oben schon erwähnt – nicht einfach „schwänzen“, sondern sich krank fühlen, krank geschrieben sind oder auch zum Teil langjährige Krankengeschichten haben, wurde noch im ersten Schulhalbjahr das Gesundheitsprojekt „Fit for school“ durchgeführt.

Bevor die Mädchen in die Planung der Projektwochen einbezogen werden konnten, wurden verschiedene Bausteine organisiert, weil diese nicht ad hoc veranstaltet werden konnten. So stand bereits fest, dass zum Thema Sexualität/Verhütung eine Einheit durch Pro Familia und zum Thema Drogen eine Einheit von einem Polizisten durchgeführt werden sollte. Im Voraus ge-

bucht wurde ein Termin zum Klettern und Förderband-intern wurden die Kompetenzen verschiedener Kolleginnen abgerufen, um eine möglichst große Vielfalt an Angeboten vorhalten zu können.

Beim Start des Projekts wurden sieben Themen und eine Joker-Karte zur Auswahl gegeben. Höchste Priorität hatten die Themen Liebe/Freundschaft, Schönheitsideal, Konflikt, Sexualität/Verhütung. Einzelne Mädchen hatten Interesse an den Themen Abenteuer und Mädchenpower. Entsprechend dieser Gewichtungen wurden die Inhalte dann auch angeboten und der endgültige Plan für die zwei Projektwochen gestaltet.

Den Rahmen der Projektwoche bildete ein täglicher „Wetterbericht“ sowie eine kurze Reflexionsrunde am Ende des Tagesprogramms.

Schönheitsideal: Dieses Thema wurde sowohl in einer „theoretischen Einheit“ mit Fotoauswahl zu idealem Typ und entsprechenden Fragen zum gesellschaftlichen Umgang mit Schönheitsidealen und der eigenen Zufriedenheit diskutiert als auch praktisch beim gegenseitigen Schminken erprobt.

Abenteuer: Das Thema Abenteuer wurde in den Klettereinheiten in der Kletterhalle in Ludwigshafen verwirklicht. Die meisten Teilnehmerinnen waren noch nie geklettert, sie erlebten Neues, konnten unbekanntes Geschick bei sich entdecken und übten sich gleichzeitig in gegenseitiger Rücksichtnahme und Verantwortungsübernahme, indem immer eine sich auf die andere verlassen musste.

Mädchenpower: Eine Kollegin bot zu diesem Thema Selbstbehauptungstraining an.

Konflikt: Dieses Thema wurde sowohl in Form von Aikido-Elementen (Selbstverteidigung), die verschiedene Körperhaltungen wie „fester Stand“ u.ä. umfassten, als auch im Rahmen von theoretischen Inputs und Kommunikationsspielen erarbeitet.

Sexualität/Verhütung: Pro Familia führte eine Seminareinheit zum Thema durch. Schwerpunkt waren unter anderem Menstruation und der Umgang mit dem eigenen Körper.

Liebe/Partnerschaft: Dieses Thema wurde in Form von Kommunikationsspielen aufgegriffen: Es gab Spiele zum Thema Vertrauen („Miteinander Gehen“), Grenzen ziehen („Mein Vorgarten“). In einer zweiten Einheit wurde das Kommunikationsmodell von Schulz-von-Thun eingeführt, um zu zeigen, wie Missverständnisse zustande kommen. Den Abschluss der Sequenz bildete eine „Flirt-Show“ zum Thema „boy meets girl“ im Rollenspiel mit der Frage, was sich die Mädchen eigentlich von den Jungen wünschen.

Die Projektwochen waren in jeder Hinsicht ein voller Erfolg. In dieser Projektzeit gelang es, zu den teilnehmenden Mädchen einen guten Kontakt aufzubauen und bei ihnen Zutrauen zu einer „Institution“ aufzubauen und die Hoffnung zu wecken, dass sie mit ihren Kompetenzen doch noch ein Ziel erreichen könnten.

In dieser Projektzeit wurde die Fokussierung auf Unpünktlichkeit und Fehlzeiten bewusst ausgelassen, da sonst der Aufbau einer tragfähigen Beziehung von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen wäre. Es wurden vielmehr Hilfestellungen zum Reduzieren von Fehlzeiten ohne Beurteilung und Bewertung in der Gruppe durch die Teamerinnen gegeben. Selbstverständlich registrierten die Mädchen untereinander sehr wohl Fehlzeiten und gaben auch gegenseitig Kommentare dazu ab.

Die Erfahrung zeigt, dass ein wichtiges Element für den Erfolg des Projekts die Partizipation der jungen Frauen ist. Gelingt es, die Mädchen so zu aktivieren, dass sie sich das Projekt zu eigen machen, ist der erste Schritt zum Erfolg getan. Die Mädchen wurden an unterschiedlichen Stellen in die Planung des Projektgeschehens eingebunden.

Allerdings ist dieser Balanceakt zwischen den geäußerten Bedürfnissen der Mädchen und der professionellen Kenntnis von der Dauer bestimmter Prozesse auch ein Knackpunkt des Projekts. Beispielsweise wünschten sich die Mädchen sehr bald dringend Unterricht. Es stellte sich aber heraus, dass eine intensive Beschulung zu diesem frühen Zeitpunkt gleich wieder zu Versagenserlebnissen – und damit Wegbleiben – bei manchen Mädchen führte. Die Erkenntnis daraus war, dass zuerst viel Zeit für den Aufbau einer Klassengemeinschaft verwendet werden muss, bevor intensive Beschulung beginnt und einzelne Mädchen mit den Mängeln in ihrer Schulbildung konfrontiert werden und damit umgehen können, ohne sich zu schämen.

Während im ersten Halbjahr nur zum geringen Teil Unterricht im klassischen Sinne durchgeführt wurde, begann im zweiten Halbjahr die Intensivvorbereitung auf die Hauptschulabschlussprüfung. Daneben wurden Hilfen zum Berufseinstieg wie Kooperation mit dem Arbeitsamt, Vermittlung und Begleitung von Praktika, individuelle Unterstützung beim Lernen für den Hauptschulabschluss und Hilfe bei der Ausbildungsplatzsuche angeboten.

Ergebnisse

Die formale Klassenstärke betrug 17 Teilnehmerinnen, wobei tatsächlich elf Schülerinnen in der Regel anwesend waren. Mit den anderen jungen Frauen standen wir in Kontakt und versuchten bis Anfang des zweiten Halbjahres mit „Hilfe zur Selbsthilfe“ den Weg zur Schule etwas zu vereinfachen bzw. zu ermöglichen. Zehn Schülerinnen traten zur Hauptschulabschlussprüfung an und bestanden haben sechs Schülerinnen. Von allen konnten drei Schülerinnen in Ausbildung und eine in Arbeit vermittelt werden. Vier Schülerinnen besuchen Grundausbildungslehrgänge.

Die Klasse für schulmüde Mädchen unter dem Aspekt des Gender Mainstreaming

Diese Integrationsmaßnahme für schulmüde Mädchen trägt im Rahmen des Gender Mainstreaming schwerpunktmäßig zur Existenzsicherung für diese Gruppe junger Frauen bei. Durch das

Projekt wird mehr Gleichheit erreicht, indem für ein bekanntes Phänomen auch für Frauen nach Konzepten gesucht wird, die ihren Bedürfnislagen entsprechen, obwohl ihre Verhaltensweisen nicht so gesellschaftlich störend wie die ihrer männlichen Kollegen sind – Rückzug in Krankheit versus Cliquenbildung in der Innenstadt. Auch im Sinne einer physisch gesunden Existenz trägt das Projekt zur Sicherung und Stabilisierung bei.

Selbstverständlich werden durch dieses Projekt auch Zugänge zu Ausbildung und Qualifizierung geschaffen. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, dass die Befähigung der Mädchen erhöht wird: Durch die Teilnahme an dem Projekt wird ihr Selbstbewusstsein gestärkt, zusätzlich nimmt ein großer Teil der Gruppe an der Hauptschulabschlussprüfung teil. Dadurch steigt selbstverständlich die Chance auf einen Ausbildungsplatz.

Anteile des Konzepts berühren auch den Bereich des Bewusstseins für Geschlechtsrollen und die Identität und Lebensplanung als Frau. Dies ist ganz stark im Gesundheitsprojekt aber auch im Assessment-Center der Fall.

Ausblick auf das Schuljahr 2002/2003

Die Ergebnisse aus dem vergangenen Schuljahr waren so positiv, dass das neue Schuljahr in ganz ähnlicher Form geplant wurde. Die Konzeption des ersten Halbjahres wurde jedoch dahingehend geändert, dass neben der Projektarbeit bereits einige Stunden Unterricht in den Fächern Mathematik, Deutsch, Computeranwendung und Technologie eingeplant wurden, um den Sonderstatus dieser Klasse nicht zu deutlich werden zu lassen und um den Forderungen der Schülerinnen nach „richtigem Unterricht“ entgegen zu kommen.

Kontaktadresse:

Förderband e.V. · Barbara Stanger
D 4, 4 · 68159 Mannheim
Tel. 06 21/1 66 61-20
Barbara.Stanger@Foerderband-MA.de

„Ready-Steady-Go“

Motivation – biografische Optionen – Vernetzung: Ein biografisches (Karriere-) Planspiel im Übergang Schule Beruf als eine pädagogische Methode des biografieorientierten Coachings

1. Vorwort

„Ready-Steady-Go“ wurde in der Praxis mit SchülerInnen der Hauptschulabgangsklassen im Rahmen der Berufsorientierung entwickelt. Wir wollen Jugendlichen noch während der Schulzeit Power und Motivation für ihren persönlichen Weg vermitteln. Dies wird in Form eines gezielten Coachings realisiert, das es den Jugendlichen ermöglicht, eigene Fähigkeiten und Stärken zu entwickeln und in den Vordergrund zu stellen, um sich so eine gute Ausgangsbasis für einen Einstieg in die Ausbildung zu verschaffen. Durch das biografische Planspiel beschäftigen sich Jugendliche frühzeitig mit ihrer Berufs- und Karriereplanung.

Dort können sie ohne Risiko experimentieren, ihre Ressource „Biografie“ einbringen, Stärken und Schwächen abklopfen, unterschiedliche Wege ausprobieren und einen Blick in die berufliche sowie persönliche Zukunft wagen. Sie werfen sich als handelnde Akteure selbst in die Waagschale. Lerneffekte durch eigenes Erleben und Erfahren sind dadurch wesentlich nachhaltiger und motivieren, den bevorstehenden Schritt ins Berufsleben aktiv in die Hand zu nehmen.

Die Bewertungen des Planspiels durch die TeilnehmerInnen und Fachleute haben gezeigt, dass hohe Motivationspotentiale in diesem pädagogischen Medium stecken.

„Die zweischneidige Tendenz zur Biografisierung zwingt Jugendliche früh, sich zu arrangieren und biografische Integritätsarbeit zu betreiben: Was nützt mir das, angesichts dessen, was ich vor habe, und wie kann ich mit dem Leben, was mir vorgemacht und zugemutet wird?“ (L. Böhnisch – Sozialpädagogik der Lebensalter, 1997).

Eine weitere Chance von „Ready-Steady-Go“ liegt in dem Vernetzungspotential von allen am Übergang von der Schule in den Beruf Beteiligten. Hier können LehrerInnen, SchulsozialarbeiterInnen, BerufsberaterInnen, Firmen usw. für die Jugendlichen zusammenarbeiten, sie in anderen Kontexten kennen lernen und die entsprechenden Folgeangebote machen.

2. Ein biografisches Planspiel – Was ist das?

Im biografischen Planspiel „Ready-Steady-Go“ werden die Zusammenhänge zwischen dem persönlichen Verhalten der SchülerInnen und den institutionellen und organisatorischen Anforderungen der Systeme des Übergangs von der Schule in den Beruf durch Handeln erfahrbar gemacht. Durch die Simulation der Wege, in die schulische und berufliche Ausbildung,

wird eine Verknüpfung von persönlichen Lebensfahrplänen und objektiven Bedingungen konkret erlebt. Biografische Planspielkonstruktionen sollen den Jugendlichen kommende Konflikte und Anforderungen der handelnden Akteure (AusbildungsleiterIn, FirmenchefIn, BerufsberaterIn, LehrerIn, FreundIn, Eltern usw.) wirklichkeitsgetreu erschließen.

Das biografische Planspiel „Ready-Steady-Go“ kann so dazu beitragen, dass durch das aktive Lösen von Konflikten die geforderten Fähigkeiten trainiert werden.

„Ready-Steady-Go“ simuliert die Auseinandersetzung des jungen Menschen mit den Stationen und Einrichtungen des Übergangs von der Schule in den Beruf.

Einzig die Spielenden aktivieren die zu besetzende Position durch ihre Rolle. „Du hast eine biografische Rolle – also nutze sie“ heißt der pädagogische Imperativ dieses Planspiels. Die TeilnehmerInnen erwerben Handlungsstrategien im Umgang mit den erwachsenen Menschen in den Stationen des Übergangs:

- Firma
- Weiterführende Schule
- Berufsberatung – BIZ
- Teststation
- Check-Point

Die Spielenden sehen sich vor die Aufgabe gestellt, ihre eigenen Interessen in Richtung Ausbildung, Beruf und persönlicher Zukunft vor den erwachsenen Akteuren zu vertreten. Die Spielenden sind persönlich betroffen und müssen daher auch persönlich Stellung zum Geschehen nehmen. Die Jugendlichen sind also am Geschehen notwendigerweise äußerst aktiv beteiligt.

3. Zielgruppe

SchülerInnen der Abgangsklassen der Hauptschulen, des BVJ und der Realschulen

4. Vernetzung

Das Planspiel „Ready, Steady, Go“ ist von seiner Anlage her natürlich bestens dazu geeignet, das Know-how von Jugendsozialarbeit, Jugendarbeit, Berufsberatung des Arbeitsamtes, Firmen mit ihren Ausbildungsabteilungen und Schule für die Schulabgänger zusammenzuführen.

Während sich die Jugendlichen bis jetzt das Wissen um den Einstieg in Ausbildung und Beruf aus den verschiedenen

Angeboten selbst zusammensuchen müssen oder von den einzelnen Institutionen isoliert verabreicht bekommen, besteht hier die Möglichkeit, den ganzen Prozess hautnah und verdichtet zu erleben und zu gestalten.

Würden bisher die Angebote und Beratungen aus der Logik der jeweiligen Institution konzipiert, bietet das Planspiel die Möglichkeit, die Übergänge in Ausbildung und Beruf aus der ganzheitlichen-biografischen Sicht der Jugendlichen zu entwerfen und biografische Karriereplanung in dem kompakten und vernetzten Angebot zu entwickeln.

„Jeder muss selbst schauen wo er bleibt. Diese Biografisierung beruflicher Integration hat den Einstieg in die Arbeitswelt zum sozialen Bewältigungsproblem gemacht“ (L. Böhnisch – Sozialpädagogik der Lebensalter S.161, 1997).

Diesem biografischen Bewältigungsdruck soll mit dem vernetzten Angebot aller Beteiligten des Übergangs von der Schule in den Beruf gegengesteuert werden. Dabei werden durch das Planspiel die verschiedenen Angebote für die Jugendlichen transparenter und die beteiligten Institutionen können selbst in einen verbesserten Erfahrungsaustausch treten. So kann daraus durchaus eine verbesserte Abstimmung der verschiedenen lokalen und regionalen Angebote des Übergangs von der Schule in den Beruf entstehen. Dies erfordert allerdings die Bereitschaft, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und die wesentliche Entwicklungsaufgabe von Jugend – nämlich durch schulische und berufliche Qualifikation den Übergang ins Erwachsenenalter durch Übernahme einer beruflichen Rolle zu meistern (dazu K. Hurrelmann- Lebensphase Jugend, 1993) – ernst zu nehmen. Abgesehen davon, dass dieses niederschwellige, erlebnisorientierte Planspiel für viele Jugendliche den Zugang zu den genannten Institutionen und Einrichtungen wesentlich erleichtert.

Die entsprechenden Folgeangebote der Einrichtungen können im Anschluss an das Planspiel oder bei der Auswertung den Jugendlichen unterbreitet werden. Häufig stellen die Jugendlichen während des Planspiels konkrete Fragen – dabei entstehen persönliche Kontakte – oder die durch das Planspiel aufgeworfenen Fragen können durch die Experten der jeweiligen Einrichtungen später beantwortet werden.

5. Planspielvorbereitung

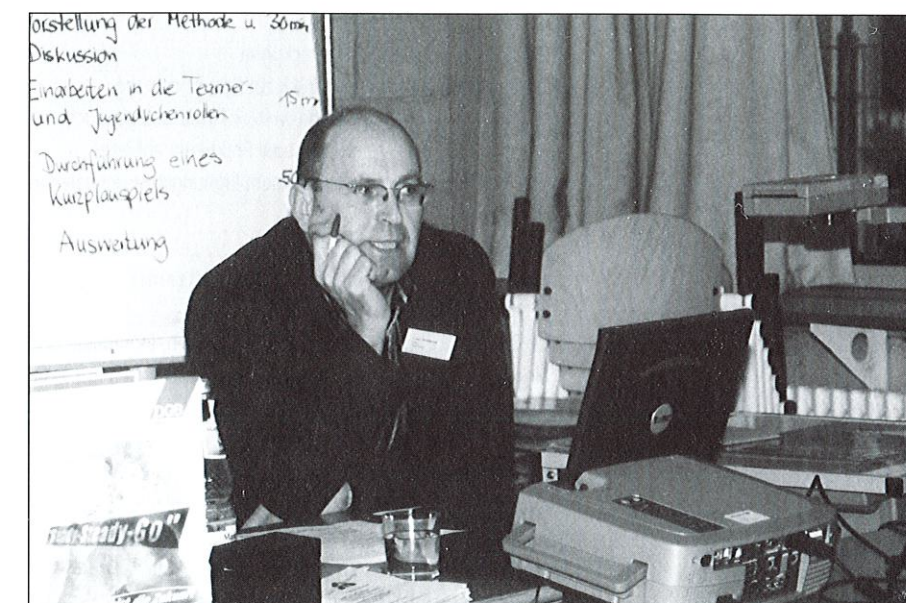
Um das Planspiel „Ready-Steady-Go“ durchzuführen, bieten sich grundsätzlich zwei Methoden an. Die Methoden unterscheiden sich inhaltlich nicht voneinander, können aber durch gezielte Vorfeldüberlegungen eine zeitliche Komprimierung des Spiels bedeuten. Im nachfolgenden werden die Möglichkeiten kurz erläutert.

Methode 1

Es wird mit einer Schulklasse, z.B. in Form einer in den Schulunterricht integrierten Lerneinheit, das Planspiel über einen längeren Zeitraum hinweg vorbereitet und an einem langfristig vorher geplantem Termin an ein oder zwei Tagen gespielt. Inwieweit sich diese Methode in einen Lehrplan integrieren lässt, ist zu die-

sem Zeitpunkt noch unklar. Dieser Ansatz bietet die Möglichkeit, langfristig mit einer Schulklasse auf den bevorstehenden Übergang in Ausbildung oder eine weiterführende Schule hinzuwirken. Die in den Schulabgangs- und Abschlussklassen anstehenden Bewerbungen, sei für es eine weiterführende Schule, eine betriebliche Ausbildung oder ein weiteres schulisches Qualifizierungsjahr, können so mit jugendlicher Partizipation gestaltet und erprobt werden. Wesentliche Inhalte, welche für eine erfolgreiche Bewerbung wichtig sind, können so rechtzeitig aufgegriffen und spielerisch umgesetzt werden.

Diese Methode bietet sich besonders für Haupt- und Realschulklassen an.



Methode 2

Eine mögliche Variante bietet dieses Modell des Planspiels. Die Vorbereitungen zum Spiel können in komprimierter Form erfolgen. Es ist eine Vorbereitungszeit von maximal 2 ganzen Tagen angedacht. Das Spiel selber kann an einem darauffolgenden Tag durchgeführt werden.

6. Die einzelnen Planspielstationen

Das Planspiel lebt inhaltlich von seinen mit Profis (wenn möglich) besetzten Spielstationen. Eine professionelle Spielstruktur vermittelt bei den Jugendlichen ein besseres Spielverständnis, da auch in der Alltagssituation gut geschultes Personal mit den Jugendlichen in Kontakt tritt. Sei es der Personalleiter einer Firma, der Schulsozialarbeiter oder eine Fachkraft des Arbeitsamtes. Allerdings sollten die Profis nicht nur ihre (Fach-)Rolle spielen, sondern auch die spielerische und motivationale Seite ihrer Rolle stark ins Auge fassen. Die Jugendlichen bekommen ein Gefühl für die reale Situation auf ihrem weiteren Bewerbungs- und

Lebensweg mit. Im nachfolgenden sollen die einzelnen Spielstationen kurz erklärt werden.

Spielstation 1 (Firma/Betrieb)

An dieser Station müssen die Bewerbungsunterlagen eingereicht werden. Es wird zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Die für diesen Spielbereich verantwortliche Person führt ein Bewerbungsgespräch durch und entscheidet über eine Einstellung (am geeignetsten erscheint es, hier jemanden mit Bewerbungsgesprächserfahrungen einzusetzen).

Mögliche Wege aus der Station heraus:

- Weg 1 bei Einstellung → Checkpoint
 Weg 2 bei Ablehnung → zurück zur Berufsberatung
 → eine weitere Firma ist aufzusuchen
 → eventuell Praktikum anbieten
 → sich einem Eignungstest unterziehen

Spielstation 2 (Berufsberatung/Arbeitsamt)

Hier können nochmals anhand von Fähigkeiten, Eignungen und Neigungen zum gewählten Berufswunsch Beratungen erfolgen. Erkundigungen nach Fortbildungsmöglichkeiten sind an dieser Spielstation einzuholen. Diese Spielstation ist mit einer Person zu besetzen, die sich in der Region im Übergang Schule- Beruf auskennt (evtl. auch BerufsberaterIn).

- Weg 1 → Verweisen an weitere Firmen
 Weg 2 → Schule (BVJ und weiterführende Schule)
 Weg 3 → Beratungsstelle (bei Schülern mit besonderen Schwierigkeiten oder bei perspektivlosen Schülern)

Spielstation 3 (Schule)

Die mit einer SchulsozialarbeiterIn oder LehrerIn zu besetzende Station wird einen Überblick über schulische Bildungsmöglichkeiten (1- und 2-jährige BFS, BVJ, Berufskollegs) vermitteln.

- Weg 1 bei Aufnahme → Checkpoint
 Weg 2 bei Ablehnung → Berufsberatung
 → Beratungsstelle

Spielstation 4 (Eignungstest)

An dieser Station sollen die von den Firmen angeforderten Einstellungstests durchgeführt und ausgewertet werden. Diese Spielstation kann von einer beliebigen Person betreut werden. Da die Anforderung von einem Betrieb kommt, wird der Proband wieder dorthin zurückverwiesen.

- Weg → Firma

Spielstation 5 (Checkpoint)

Das Spiel wäre zu Ende, wenn die BewerberIn einen Ausbildungsplatz gefunden hätte. Um aber der Realität Rechnung zu tragen, werden kleine und auch größere Probleme, die jungen Menschen im Leben widerfahren, in das Spielsystem am Checkpoint eingebaut. Die Spielenden werden mit schul-, ausbildungsbezogenen und privaten Problemen in Form von „Schicksalen“ konfrontiert. Die Aufgabe für die Probanden besteht darin, die für sie bestimmten „Ereignisse“ (in Form von Ereigniskarten) als ihr Problem anzunehmen und sie müssen versuchen, damit umzugehen. Hinterlässt das Ereignis bei den Jugendlichen Ratlosigkeit, so werden sie an die Beratungsstelle weiter vermittelt.

Die Spielstation sollte mit einer Person besetzt sein, die die entsprechenden Ereigniskarten (Alter/Schule/Ausbildung/Privat) den Spielenden zuordnen kann.

- Weg → die möglichen Wege werden aufgrund der Ereigniskarten bestimmt

Spielstation 6 (Beratungsstelle)

Aufgabe der Beratungsstelle ist es, die am Checkpoint erhaltenen Alltagsprobleme mit den Jugendlichen zu besprechen und mit ihnen gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten und Handlungsstrategien zu suchen. Die Spielstation wäre mit einer SozialarbeiterIn oder einer SozialpädagogIn optimal besetzt, die in folgenden Arbeitsfeldern beheimatet ist:

- Psychosoziale Beratungs- und Behandlungsstelle
- Jugendberatungsstelle/Schulsozialarbeit
- Gemeinwesenorientierte Stadtteilarbeit

7. Die Spiel- und Bewerbungsmappe (Schülermappe)

Die Bewerbungsmappe ist gleichzeitig die Spielmappe des Planspiels, die mit dem Laufzettel, dem Leitfaden und dem Fahrplan von „Station zu Station“ für die Jugendlichen bestückt ist. Diese Mappe enthält Unterlagen und Vordrucke, mit denen sich die Jugendlichen auf die Station „Firma/Betrieb“ vorbereiten. Darüber hinaus enthält sie Checklisten mit Tipps, um sich optimal auf ein reales Bewerbungsverfahren einzustellen. In den Laufzettel der Spielmappe trägt der Stationsteamer die passend erscheinende Schlussfolgerung ein.

Inhaltsübersicht der Schülermappe:

- Steckbrief
- Laufzettel (1-18 Stationen)
- Bewerbungsschreiben (Vordruck)
- Lebenslauf (Vordruck)
- Zeugnis (exemplarisches Beispiel)
- Berufserkundungsbogen
- Wunschlebenslauf
- Fragenübersicht zum Vorstellungsgespräch
- Checkliste für Bewerbungsmappe
- Checkliste für Tests
- Checkliste für Vorstellungsgespräch

8. Finanzierung

Die Durchführung des Planspiels an einem Seminartag oder im Rahmen von mehreren Tagen zur Berufsorientierung ist natürlich etwas aufwendig und geht nicht ohne finanziellen Aufwand. Sinnvoll – und die Qualität des Planspiels steigernd – ist es auch, die Teamer (Personen, die Stationen besetzen) zu schulen.

Die finanziellen Mittel dafür können möglicherweise aus folgenden Fördermöglichkeiten gewonnen werden:

- Landesjugendplan
- Kooperation Schule/Jugendarbeit
- Förderrichtlinien für Jugendarbeit der Stadt- und Landkreise
- Sponsoren

9. Auswertung

Die Auswertung ist der eigentliche Höhepunkt des Planspiels für die Jugendlichen und ist ein unverzichtbarer Bestandteil des Planspiels. Sie ist genauso wichtig wie eine gute Vorbereitung und bietet den Teilnehmenden die Chance, die gemachten Erfahrungen bezüglich der eigenen Person zu reflektieren und aufzuarbeiten.

Alle oder ein Teil der Spielenden (dies ist auch eine Frage der Zeit) stellen anhand des Laufzettels aus ihrer Spielmappe ihrer „simulierte Karriere“ (Entwicklungsgang, Sackgassen, Probleme, Lösungen, Anzahl der Stationen, Alter und augenblicklicher Stand am Ende des Spiels) vor. Anschließend können die Erfolge, die aufgetretenen Schwierigkeiten und Probleme besprochen werden. Die Teilnehmenden bekommen von den Teamern der Stationen entweder individuell oder als Gruppe eine Einschätzung oder Rückmeldung über ihre Stärken und Schwächen. Dabei ist darauf zu achten, dass an die positiven Erfahrungen angeknüpft wird und im Sinne einer Empowermentfunktion „selbsterarbeitete Lösungen“ und Chancen kenntlich gemacht werden.

Ein kurzes „Blitzlicht“ in mündlicher Form oder eine kurze schriftliche Bewertung durch die Jugendlichen hat sich in der bisherigen Praxis bewährt.

Die im Spiel gesammelten positiven Erfahrungen können den Jugendlichen die Furcht vor dem individuellen Bewerbungsmarathon und vor Versagensängsten nehmen und geben vielen einen „Kick“ im Sinne einer Selbstwertschöpfung, ihren beruflichen Werdegang selbst in die Hand zu nehmen. Hier finden sie Mut und können Kraft schöpfen.

Kontaktadresse:

Wolfgang Carl
 Mühlstrasse 16 · 72074 Tübingen
 Tel.: 0 70 71/2 44 24 · Mobil: 01 63/3 15 26 57
 carl@caritas-schwarzwald-gaeu.de

Bestellungen des Spiels auch über:
 Matthias Pallerberg
 Mobil: 01 77/8 89 96 65 · m.pallerberg@t-online.de

Wer eine Wahl hat, hat viele Optionen – Ergebnisse und fachliche Perspektiven der Mädchenwerkstatt Mannheim

Die Jahresberichte des Projekt Mannheim von 1993 und 2000 zeigen eine dramatische Verschiebung zu Ungunsten von Mädchen, wenn Ausbildungsplätze knapp sind.

Insbesondere Hauptschülerinnen geraten bei der Vergabe von Ausbildungsplätzen in konjunkturell ungünstigen Zeiten ins Hintertreffen. So waren 1992 50% der Hauptschülerinnen (53% der Hauptschüler) in Mannheim mit Ausbildungsplätzen versorgt. Im Jahr 2000 waren es nur noch 14% der Mädchen und 31% der Jungen.

Auf diesem Hintergrund kommen „Aktivitäten zur Erweiterung des Berufswahlspektrums junger Frauen weiterhin eine besondere Bedeutung zu“ (Berufsbildungsbericht 2000).

Die Mädchenwerkstatt Mannheim

Die Mädchenwerkstatt Mannheim ist eine Einrichtung der Jugendberufshilfe. Sie war von 1991 bis 1994 ein Modellversuch der Bund-Länder-Kommission zur Erweiterung des Berufswahlspektrums von Mädchen mit dem Ziel, diese für gewerblich-technische Berufe zu gewinnen.

Heute wird sie als Regeleinrichtung durch die Stadt Mannheim (Beauftragte für kommunale Beschäftigungsförderung) und das Land Baden-Württemberg (Ministerium für Kultur, Jugend und Sport) finanziert. Vorrangige Ziele sind heute, das Berufswahlspektrum von Mädchen über die traditionellen Frauenberufe hinaus zu erweitern, den Mädchen eine höhere Entscheidungskompetenz zu ermöglichen und ihnen Hilfen bei der Entwicklung zu einer eigenständigen Persönlichkeit zu geben. Dabei ist uns auch die Integration von Mädchen mit Migrationshintergrund wichtig (ein Drittel bis die Hälfte der Besucherinnen der Mädchenwerkstatt kommen aus Familien mit Migrationshintergrund). Als Einrichtung parteilicher Mädchenarbeit begleitet die Mädchenwerkstatt den Berufswahlprozess der Mädchen unter Einbeziehung lebensplanerischer Aspekte. Dabei wird ihnen Gelegenheit gegeben, sich mit ihren beruflichen Möglichkeiten und Chancen, aber auch mit ihrer Rolle als Frau in der beruflichen und familiären Welt auseinander zu setzen.

Das Angebot der Mädchenwerkstatt richtet sich an Mädchen aus Haupt- und Realschulen ab der 6. Klasse, die durch Klassenbesuche der umliegenden Schulen für den regelmäßigen Besuch gewonnen werden.

40 bis 45 Mädchen besuchen die Werkstatt einmal die Woche freiwillig für drei Stunden am Nachmittag. Unter Anleitung von

Fachfrauen können sie Grundkenntnisse in der Holz- und Metallbearbeitung erlernen. Zusätzlich werden für acht Teilnehmerinnen Computerkurse angeboten.

Die Mädchen werden in der Werkstatt betreut, bis sie ihre Ausbildung beendet haben oder 21 Jahre alt sind.

Die enge Kooperation mit den Eltern der Mädchen, mit den Schulen, mit der Berufsberatung und den Kammern ermöglicht eine optimale Begleitung in den Berufen. Auch Hilfen bei der Auswahl und Suche nach Ausbildungs- und Praktikumsplätzen und die Begleitung während der Ausbildung sind Kernaufgaben der Mädchenwerkstatt.

Die Angebote dienen dem Erwerb von Schlüsselqualifikationen und sind darauf gerichtet, das Selbstvertrauen der Mädchen zu stärken und die Stabilisierung ihrer Persönlichkeit zu fördern.

Die Mitarbeiterinnen der Mädchenwerkstatt:

- Uta Hess, Stelle/Schreinerin und Arbeitserzieherin
- Rita Neubauer, Stelle/Kfz-Mechanikerin und Sozialpädagogin
- Petra Kandlbinder, Deputat/Hauptschullehrerin
- Eva Mayer, 5 Std./Woche/Computerfachfrau (Honorarkraft)
- Beate Maas, Leitung/Sozialpädagogin

Der Träger der Mädchenwerkstatt ist das Interkulturelle Bildungszentrum gGmbH Mannheim (IKUBIZ). Das IKUBIZ arbeitet seit 1983 (damals „Projekt Mannheim“) als niederschwellige Beratungs- und Bildungseinrichtung im Bereich Übergang Schule-Beruf. Ziel der Einrichtung ist die Verbesserung der Bildungschancen und der Ausbildungsbeteiligung von jungen Menschen vorwiegend aus Familien mit Migrationshintergrund. Das IKUBIZ arbeitet seit seiner Gründung in einem interkulturellen Team.

Konzeptionelle Grundlagen der Mädchenwerkstatt Mannheim

1. Anfangsalter

Die offizielle Berufsorientierung in der Schule beginnt erst kurz vor der tatsächlichen Entscheidung für einen Beruf: in der Hauptschule 8. Klasse, in der Realschule 9. Klasse. Der Beginn der Berufsorientierung in der Pubertät ist ausgesprochen problematisch, denn die Pubertät ist angefüllt mit Umbrüchen und körperlichen Veränderungen, die viel psychische Energie binden und wenig Platz für andere Prozesse lassen. Außerdem ist in diesem Alter der Normalisierungsdruck und der Wunsch, dazu zu gehö-

ren, sehr groß, was qualifizierte Entscheidungen erschwert. Desweiteren hat sich herausgestellt, dass Mädchen vor der Pubertät noch empfänglicher sind für technische Angebote und auch unbeschwerter an Maschinen zur Bearbeitung von Holz und Metall herangeführt werden können.

Deshalb sollen die Mädchen für die Werkstatt vor der Pubertät gewonnen werden. Als optimal wurde das Alter von zwölf Jahren ab der 6. Klasse Haupt- bzw. Realschule angenommen, was sich in der Praxis bestätigt hat.

2. Geschlechtshomogene Gruppen

Berufsorientierung ist – trotz der Pluralisierung und Medialisierung der Lebenswelten und der damit einhergehenden Chancen auch für Mädchen – nach wie vor nur unter geschlechtsspezifischen Aspekten zu betrachten.

Die immer noch als männlich konnotierte handwerkliche Arbeit, die die Mädchenwerkstatt anbietet, verlangt nach eigenen Räumen für die Mädchen, damit sie frei von Störfaktoren wie männlicher Konkurrenz und Dominanz ihre technischen und handwerklichen Interessen und Fähigkeiten erkunden und entwickeln können. Die Aufhebung der Koedukation ermöglicht das Aufspüren eigener individueller Kompetenzen und die Selbstvergewisserung in der Mädchengruppe.

3. Die Anleitung nur durch qualifizierte Frauen

Junge Menschen lernen auch durch Vorbilder. Die handwerklich und pädagogisch ausgebildeten Anleiterinnen repräsentieren Berufe, die die Mädchen unter den Frauen ihrer täglichen Umgebung nicht antreffen. Die Identifizierung mit den Pädagoginnen macht es den Mädchen leichter, sich selbst ähnliche Fähigkeiten zuzutrauen und sich mit einer ähnlichen beruflichen Perspektive auseinanderzusetzen.

4. Handwerkliche Arbeit

Die Mädchen eignen sich in der Mädchenwerkstatt die selbstverständliche Handhabung von Werkzeugen und Maschinen an. Sie bearbeiten Materialien zu in der Regel nützlichen und schönen Gebrauchsgegenständen.

Sie lernen dabei – ohne erhobenen Zeigefinger – bei einer Sache über einen längeren Zeitraum zu verbleiben, ihr kreatives Potential zu aktivieren und ihren Kräften und Fähigkeiten zu vertrauen. Die Herstellung eines gemeinsamen Produkts, die Nutzung des Internetzugangs in der Gruppe, das Agieren in den Mädchenzusammenhängen und die Auseinandersetzung mit den erwachsenen Frauen entwickeln die Fähigkeiten zu Kooperation und Teamarbeit. Die klaren Regeln der Werkstatt schaffen Verbindlichkeit und fördern Zuverlässigkeit.

Die Mädchen erleben mit der Fertigstellung ihres Produkts, dass sich Durchhaltevermögen lohnt: sie ernten in ihrer Umgebung sehr viel Anerkennung, denn sie haben sich auf fremdem, gesellschaftlich anerkanntem (weil männlichem) Terrain bewährt. Sie

erfahren sich selbst als autonomer und von männlicher Hilfe unabhängiger und ihr Mut, sich neuen Aufgaben und Anforderungen zu stellen, wächst dabei.

Alle diese Fähigkeiten und Eigenschaften entsprechen dem Anforderungsprofil, das an junge Menschen gestellt wird, wenn sie heute in der Gesellschaft und der Arbeitswelt bestehen und erfolgreich sein wollen.

Das Angebot handwerklicher Tätigkeiten erfüllt somit im Prozess der Berufsfindung und des Erwachsenwerdens eine sehr wichtige Funktion. Wir beobachten bei den Mädchen, die über einen längeren Zeitraum die Werkstatt regelmäßig besuchen, einen deutlichen Zuwachs an Selbstvertrauen, Durchsetzungsvermögen und Entscheidungskompetenz. Sicher trägt zu dieser Entwicklung die intensive sozialpädagogische Begleitung durch die Mitarbeiterinnen bei. Wir gehen jedoch davon aus, dass durch die Kopplung mit dem Erlernen und der Beherrschung handwerklicher Techniken diese Entwicklung gefördert wird.

5. Computerkurse

Die Medialisierung der Gesellschaft hat in den zwölf Jahren, seit die Mädchenwerkstatt besteht, enorm zugenommen. Es gibt kaum einen Berufszweig, der nicht die Nutzung von Computern verlangt. Berufe im IT-Bereich gelten als innovativ und zukunfts-trächtig. Um so alarmierender ist die Tatsache, dass die IT-Ausbildungsplätze überwiegend an männliche Schüler vergeben werden. Die Barriere in den Köpfen der einzelnen Betriebe und auch der jungen Frauen, die Technikdistanz bei Frauen antizipiert, behindert innovative berufliche Perspektiven für Mädchen.

Sobald es die finanzielle Situation der Mädchenwerkstatt zuließ, haben wir Computerkurse angeboten. Seit dem Schuljahr 1995/96 finden regelmäßige Kurse statt. Mit dieser gezielten Förderung wollen wir wenigstens die Barriere in den Köpfen der Werkstattmädchen zur Seite schieben.

Leider müssen wir die Gelder für die Kurse Jahr für Jahr neu akquirieren. Das heißt, wir können keine Mitarbeiterin für diese Arbeit einstellen, sondern müssen Honorarkräfte in Anspruch nehmen. Das bedeutet jedoch häufig wechselnde Fachkräfte, die die Aufnahme von Beziehungen und damit die emotional-affektive Ebene der Berufsorientierung erschweren.

6. Zusammenarbeit mit den Schulen

Berufswahlentscheidungen sind eng mit schulischen Voraussetzungen verknüpft. Ein schlechter oder gar kein Schulabschluss bedeutet erschwerten oder keinen Zugang zum Ausbildungsmarkt.

Einer der wichtigsten Kooperationspartner für die Mädchenwerkstatt ist die Schule: in enger Anbindung an die Klassenlehrer/innen der Werkstattmädchen verfolgen wir deren Wege und können auftretende Schwächen oder Krisen mit den Lehrer/innen identifizieren und unterstützend eingreifen. Das beginnt bei kurzfristigen Hilfen vor Klassenarbeiten, geht weiter über die Organisation von Nachhilfeunterricht bis zur Krisenintervention, wenn Schulverweigerung oder familiäre Problematiken vorliegen.

Die mit einem halben Deputat für die Arbeit in der Mädchenwerkstatt freigestellte Lehrerin ist das Bindeglied für diese Arbeit. Sie organisiert auch die Klassenbesuche, ist beteiligt an den Elternabenden der betreffenden Schulen, unterstützt bei der Suche nach Praktikumsplätzen und begleitet die Praktika in Kooperation mit den Schulen.

Es ist uns immer wieder durch die vertrauensvolle Zusammenarbeit der Klassenlehrer/innen mit unserer Lehrerin gelungen, schwerwiegende krisenhafte Entwicklungen frühzeitig zu erkennen und abzuwenden.

Darüber hinaus beteiligte sich die Mädchenwerkstatt an der Pilotphase zur Erprobung des Qualitätspasses, der Jugendlichen die Dokumentation ihrer Fertigkeiten, Fähigkeiten und Aktivitäten ermöglichen soll. Hier können Praktika eingetragen werden, Aktivitäten in Vereinen, ehrenamtliche Tätigkeiten oder ähnliches. Mit diesem Pass soll Betrieben ein breiteres Spektrum an Qualifikationen angezeigt werden, als das Schulzeugnisse können.

7. Sozialpädagogische Begleitung und Lebensplanung

Entscheidende Bedeutung in der Begleitung der Mädchen in ihrem beruflichen Entwicklungsprozess während der Pubertät und darüber hinaus kommt dem Beziehungsangebot der Pädagoginnen zu. Berufsorientierung muss über die kognitive Ebene hinausgehen; sie verlangt ein affektiv-emotionales Angebot, das auf die Wünsche und persönlichen Lebensziele der Mädchen eingeht.

Nach wie vor wird Frauen die Verantwortung für Kinder und Familie übertragen, ohne adäquate gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die ihnen eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtern. Die Zukunftsentwürfe der Mädchen enthalten deshalb grundsätzlich ihre zukünftige Doppelfunktion. Mädchen beziehen neben der beruflichen Planung ihre Familienrolle immer mit ein. Erst die bewusste Thematisierung dieses doppelten Lebensentwurfs ermöglicht einen qualifizierten Umgang damit in weniger gebahnte rollentypische Entscheidungen und die Erarbeitung individueller Lösungsmöglichkeiten.

In der Mädchenwerkstatt werden diese Themen in Wochenendseminaren spielerisch aufgegriffen und bearbeitet. Sie fließen aber auch in das tägliche Miteinander ein und haben in der Auseinandersetzung mit den erwachsenen Frauen Platz.

Um den Mädchen das Erkennen der eigenen Wünsche und Potentiale zu ermöglichen, wurde das Projekt „Lebensführerschein“ entwickelt: von Anfang an, also mit Beginn der 6. Klasse, sollen alle Qualifikationsschritte in der Werkstatt und Fortschritte in der persönlichen Entwicklung in einer von den Mädchen selbst hergestellten Mappe abgelegt werden: Fotos von dem Mädchen selbst und von den von ihr hergestellten Produkten, Zertifikate über den Abschluss eines Computerkurses, das Festhalten eines wichtigen Gesprächs, usw. Im weiteren Verlauf wird mit den Mädchen ein Fähigkeiten-Porträt „Was ich kann und bin“ erstellt, welches dem Aufspüren individueller Kompetenzen dient. Die Mädchen werden angehalten, in regelmäßigen Abständen über ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu reflektieren. So entsteht im Laufe der Zeit eine Schatzkiste der persönlichen Qualifika-

tionen. Zusammen mit der handwerklichen Arbeit in der Werkstatt soll der Lebensführerschein den Mädchen helfen, eine persönliche und berufliche Identität zu entwickeln, die den Eintritt ins Erwachsenenalter leichter gestaltet.

8. Elternarbeit

Die Elternarbeit nahm während der Modellphase einen größeren Raum ein als in den letzten Jahren. Wir reagierten auf eine abnehmende Resonanz auf die Einladungen zu den Elternabenden und individualisierten die Kontakte je nach Bedarf. Wir gehen davon aus, dass sich Eltern zunehmend überfordert fühlen, den Berufsfindungsprozess ihrer Kinder adäquat zu begleiten. Sie verlassen sich zusehends auf Institutionen, die sich professionell damit befassen. Außerdem hat sich das Vertrauen der Familien in die Institution Mädchenwerkstatt als positive Einrichtung für ihre Töchter erhöht. Vor allem Migranteneltern aus der Innenstadt schätzen sie als einen guten Freizeitort. Zur regelmäßigen Information und zur Transparenz der Arbeit bieten wir nach wie vor einen Elternabend im Jahr an, der in der Regel von einem Viertel bis Drittel der Eltern besucht wird.

9. Öffentlichkeitsarbeit

War während der Modellphase die Öffentlichkeitsarbeit sehr geprägt vom Wunsch und der Notwendigkeit, die Mädchenwerkstatt als Institution bekannt zu machen und zu etablieren, liegt der Schwerpunkt heute hauptsächlich in der Intention, auf kommunaler und landespolitischer Ebene Mädchen als Adressaten von Jugendhilfe sichtbar zu machen und deren spezifischen Interessen adäquat Geltung zu verschaffen. Damit verbunden sehen wir die Notwendigkeit, die öffentliche Meinung für das Prinzip des Gender Mainstreaming zu sensibilisieren, um langfristig einen gesamtgesellschaftlichen Umdenkungsprozess in Gang zu setzen, der die geschlechtsspezifische Spaltung der Gesellschaft und damit einhergehende Ungleichheiten beseitigt. Unser Ziel ist es, sukzessive Änderungen im Denken und Handeln von Entscheidungsträgern und von Multiplikator/innen in Gang zu setzen. Klar ist uns dabei natürlich, dass unsere bescheidenen personellen Ressourcen uns nur sehr eingeschränkte Aktionsmöglichkeiten lassen.

• Arbeitskreis Parteiliche Mädchenarbeit: 1991 entstanden in Mannheim zwei Arbeitskreise, einer zur Suchtprävention und einer zu politischer Mädchenarbeit, in dem wir uns engagierten. Später wuchsen beide zum Arbeitskreis Parteiliche Mädchenarbeit zusammen, der sich 1996 im Jugendhilfeausschuss der Stadt Mannheim vorstellte.

1997 wurde die Arbeitsgemeinschaft nach §78 SGB VIII gegründet, der eine Mitarbeiterin der Mädchenwerkstatt als eigenständiges Mitglied angehört. In diesem Gremium wurden Leitlinien zur Mädchenarbeit in der Jugendhilfe erarbeitet und 2000 vom Jugendhilfeausschuss verabschiedet. Im Oktober desselben Jahres wurde dazu eine Fachveranstaltung organisiert, an der mehr als 100 Multiplikator/innen teilnahmen.

• Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik Baden-Württemberg: 1992 gründete sich die Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenprojekte Baden-Württemberg. Auch hier war die Mädchenwerkstatt an der Gründung direkt beteiligt. Als sich 1996 die LAG Mädchenpolitik unter maßgeblicher Beteiligung der LAG Mädchenprojekte gründete, stellte die Mädchenwerkstatt eine ihrer sieben Sprecherinnen. Von Beginn an ist die Mädchenwerkstatt Mitglied der LAG Mädchenprojekte Baden-Württemberg.

• Fortbildung von Multiplikator/innen: seit 1998 bietet die Mädchenwerkstatt im Rahmen der Fortbildungsveranstaltungen der Stadt Mannheim jährlich einen Kurs zur Holzbearbeitung für Mitarbeiter/innen aus Kindertagesstätten an. Neben der fachlichen Vermittlung von Kenntnissen der Holzbearbeitung wird die Frage geschlechtsspezifischer Erziehung als ein Fortbildungsbaustein thematisiert.

• Lehrauftrag an Fachhochschule Mannheim – Hochschule für Sozialwesen: seit 1995 ist eine Mitarbeiterin der Mädchenwerkstatt Lehrbeauftragte zum Thema Mädchenarbeit in der Jugendarbeit. Zwei der Hörerinnen der Vorlesung wählten das Thema Mädchenarbeit für ihre Diplomarbeiten. Einige Studentinnen suchten und fanden nach Abschluss ihres Studiums Arbeitsstellen mit eben diesem Schwerpunkt.

Befragung der Mädchen

Anlässlich des 10-jährigen Bestehens der Mädchenwerkstatt fand eine Untersuchung statt, die versuchte, die beruflichen Wege der Mädchen, die länger als ein Jahr regelmäßige Besucherinnen der Werkstatt waren, nachzuvollziehen. Hier die Ergebnisse:

125 Mädchen besuchten die Mädchenwerkstatt von 1991–2002 länger als ein Jahr regelmäßig. Aktuelle Besucherinnen, die noch zu jung waren, wurden ausgeklammert. So blieben noch 103 Mädchen. Davon haben wir 62 Mädchen erreicht. Auf diese beziehen sich die folgenden Aussagen.

43 Mädchen lernen/lernten 27 verschiedene Berufe. Von den 43 Mädchen, die einen Beruf erlernt haben bzw. noch in Ausbildung sind, haben acht Mädchen, also knapp 19%, einen Beruf im gewerblich-technischen Bereich gewählt. Zum Vergleich: in den alten Bundesländern entsprach der Frauenanteil an den männlich dominierten Berufen 9,1% (BMBF 2000). Aber nicht nur der vergleichsweise hohe Anteil an gewerblich-technischen Berufen ist auffällig, sondern auch das breite Berufswahlspektrum, das sich in 27 verschiedenen Berufen aus unterschiedlichen Bereichen zeigt. Laut Berufsentwicklungsbericht 2000 konzentrieren sich 54% aller weiblichen Auszubildenden auf nur zehn Berufe (BMBF 2000).

Zum schulischen und beruflichen Ist-Zustand machten die Mädchen folgende Aussagen:

Gelernter Beruf (gesamt 43)

7 Erzieherinnen
4 Kauffrauen für Bürokommunikation
3 Industriemechanikerinnen
3 Kauffrauen für Groß- u. Außenhandel
3 Zahnarzthelferinnen
2 Heilerziehungspflegerinnen
1 Mediengestalterin für Digital- und Printmedien
1 Konstruktionsmechanikerin
1 Energieanlagenelektronikerin
1 Zerspanungsmechanikerin
1 Metallfeinbearbeiterin
1 Haus- und Familienpflegerin
1 Fachgehilfin im Gastgewerbe
1 Kauffrau im Einzelhandel
1 Pharmazeutisch-technische Angestellte
1 Kauffrau für Verkehrsservice
1 Biologielaborantin
1 Kinderpflegerin
1 Pharmakantin
1 Köchin
1 Fotografin
1 Friseurin
1 Arzthelferin
1 Floristin
1 Tischlerin
1 Bürokauffrau
1 Hebamme

z.Z. noch in der Schule (gesamt 16)

2 Hauptschülerinnen
9 Realschülerinnen
2 Berufskollegschülerinnen
3 Gymnasiastinnen

Studium (gesamt 3)

2 Lehramts-Studentinnen
1 Kommunikations-Design-Studentin

Um die sogenannten weichen, schwerer messbaren Projektergebnisse abzufragen, wurden den Mädchen folgende beiden Fragen gestellt:

1. Was ist Dir von der Mädchenwerkstatt noch am meisten in Erinnerung?
2. Wenn Du eine Tochter hättest, was könnte die Mädchenwerkstatt ihr bringen?

1. Was ist Dir von der Mädchenwerkstatt am meisten in Erinnerung?

(Mehrfachnennungen waren möglich)

Die eigenen Produkte	32
Die Mitarbeiterinnen	17
Wochenendseminare/Ausflüge	16
Spaß	15
Mit Mädchen zusammen sein	13

Am häufigsten wurden die eigenen Produkte genannt. Diese Aussage bestätigt die Richtigkeit der konzeptionellen Annahme der Mädchenwerkstatt, dass das Produkt einen hohen Stellenwert im Kontext der praktischen und pädagogischen Maßnahmen hat. Ästhetik und Gebrauchsfähigkeit spielen dabei eine bedeutende Rolle. Durch die Identifikation mit dem selbst hergestellten Produkt, dem Wunsch, dieses auch zu benutzen oder zu verschenken, wird die Motivation erhöht, die notwendigen Techniken zu erlernen. Darüber hinaus erfahren die Mädchen durch ihre Produkte eine hohe Anerkennung durch Familie, Peergroup oder Schule.

Die zweithäufigste Nennung war die Erinnerung an die Mitarbeiterinnen. Ein wesentlicher Gesichtspunkt im Rahmen der Arbeit mit den Mädchen und deren Berufsorientierung ist das Beziehungsangebot, das die Mitarbeiterinnen den Mädchen machen. So begegnen ihnen erwachsene Frauen, die – oft anders

als ihre Mütter – einen ungewöhnlichen Beruf haben; oder als Vermittlerinnen in Konflikten auftreten; oder ihnen auch ungewöhnliche, für die Mädchen neue Entwicklungsmöglichkeiten anbieten. Sie können in der Auseinandersetzung mit diesen Frauen und ihren Eltern ihren eigenen Weg leichter erkennen und haben Unterstützung bei der Umsetzung. Dies schafft Bindungen, die notwendig für den Weg ins Erwachsenenalter sind.

2. Wenn Du eine Tochter hättest, was könnte die Mädchenwerkstatt ihr bringen?

(Mehrfachnennungen waren möglich)

Handwerkliche Kenntnisse	33
Selbstvertrauen/Selbständigkeit	28
Unabhängigkeit von Männern	11
Spaß	9
Freundschaften mit anderen Mädchen	9
Kreativität	9
kein typisches Mädchen werden	4

Die häufige Nennung der handwerklichen Kenntnisse zeigt die Bedeutung dieser Fähigkeiten für die Mädchen. Dies hängt sicher eng mit der Aussage der Unabhängigkeit von Männern gerade im handwerklich-technischen Bereich zusammen, wie die Mädchen betonten. In unseren Zielformulierungen sind die handwerklichen Kenntnisse vor allem Vehikel, um die sogenannten weichen Kriterien, wie Entwicklungschancen, Selbstvertrauen und Eigenkompetenz voranzubringen. Die Antworten der Mädchen deuten darauf hin, dass die Mädchenwerkstatt auch da durchaus erfolgreich arbeitet.

Kontaktadresse:

Mädchenwerkstatt Mannheim
F7, 22-23 · 68159 Mannheim
Tel. 06 21/10 67 94
MaedchenWerk@compuserve.de



Übergänge gestalten – Aktivierende und motivierende Beratung mit Jugendlichen

„Orientierung, Beratung, Vermittlung – wohin?“ Mit dieser Frage hat sich die Rolle des „Wegbegleiters – Beraters – Mitsuchenden“ in der Jugendberufshilfe auseinander zu setzen.

Dieses Arbeitsfeld zeichnet sich meiner Erfahrung nach neben den klassischen Funktionen wie Krisenintervention, soziales Training und Ausbildungsplatzvermittlung dadurch aus, den kurzen Zeitraum eines BVJ-Schuljahres durch explizite Zäsuren aktiv mitzugestalten.

Insbesondere bei der genannten Zielgruppe ist es notwendig, den biographischen „Orientierungskorridor“ zu erweitern, weil eine professionelle Unterstützung an den subjektiven Bedürfnissen und Lebenswirklichkeiten der Jugendlichen anknüpfen sollte. Es ist weiterhin wichtig, sie in ihrer Selbstverantwortung und selbständigen Auseinandersetzung zu fördern, damit biographische Entscheidungen verankert sind und nicht nur pro forma eine Beratung stattfindet.

Daher erscheint die Beratungsarbeit im Übergang Schule/Beruf als ein Versuch:

- eine Mittlerposition in dem Dreieck Schüler-Eltern-Lehrer einzunehmen,
- den Blick für die Orientierungsprozesse bei Jugendlichen zu gewinnen,
- dem Duktus des Vermitteln und Unterbringens seitens der Auftraggeber Stand zu halten.

In der Rolle des Beraters gilt es, Orientierungslosigkeit der Jugendlichen auszuhalten und sie dabei zu unterstützen, „ihren Weg“ zu finden. Der Umgang mit Orientierungslosigkeit verlangt daher von der Rolle ein hohes Maß an Selbstreflexion und einen kritischen Blick „auf die schnellen Lösungen“. Das setzt voraus, dass die Suchbewegung als solche als wertvoll anerkannt wird und auch in einem festen Rahmen stattfinden kann, der sowohl für die Begleitung als auch für den Jugendlichen attraktiv ist.

Das Erstberatungsgespräch¹

Das Erstgespräch gliedert sich in zwei Teile. Der Schüler erhält zunächst von mir die Aufgabe, einen tabellarischen Lebenslauf in den Schüler PC einzugeben. Zwei Funktionen werden erfüllt: Der erste Baustein für eine zukünftige Bewerbung ist erfolgt und gleichzeitig dient mir der Lebenslauf als Grundlage für das anschließende Gespräch. Durch das Erfassen dieser „formalen“ (objektiven) Eckdaten entwickelt sich eine Kennenlernatmosphäre, die schließlich zu der zentralen Übung führt, „die vier

wichtigsten Personen in meinem aktuellen Leben“ (Focussierung auf subjektive Bedeutung) darzustellen. Vorab begründe ich diesen Schritt dem Schüler gegenüber mit dem Argument, etwas mehr als nur diese Eckdaten über ihn erfahren zu wollen.

Entsprechende Utensilien wie Bausteine, Holzklötze, Steine und andere kleine Figuren stehen auf dem Tisch parat, um ein Standbild zu entwerfen. Ein DIN A3 Blatt dient als Grundlage, wo die gewählten Symbole und wichtige Äußerungen dokumentiert werden können.

In diesem Kontext erlebe ich das entstandene Bild (festgehalten auf einem DIN A3 Blatt) als ein stärkendes Element für den Beratungskontext. Insbesondere im jungen-spezifischen Beratungsetting ist der „gemeinsame Blick“ ein guter Schutzfaktor für Jungen, da es den direkten Blickkontakt entlastet. Hier besteht meines Erachtens eine Chance der Kontaktaufnahme zwischen dem Berater und männlichen Jugendlichen, weil das Schutzbedürfnis gewährt wird.

Das Schaubild bietet mir als Berater eine sehr gute und schnelle Orientierungshilfe, weil mir in kurzer Zeit Auszüge aus dem sozialen Atom des Schülers präsentiert werden. „Das „Soziale Atom“ ist das sozioemotionale System von Beziehungen zwischen Menschen, in dem sich die Persönlichkeit entwickelt und mit der ihr gesamtes Lebensschicksal unmittelbar verknüpft ist. Dieses System umfasst den Personenkreis, mit dem ein Individuum in einer bestimmten Lebensphase in emotionalem Austausch steht ...“ (K. Zeintlinger: Kompendium der Psychodrama-Therapie, Köln 1996, S. 131).

Im anschließenden Rollentausch mit den genannten Personen wird der Schüler angehalten, Fremdwahrnehmung zu üben. Knappe Fragen zur Person und die Fokussierung auf drei Charakteristika sorgen für eine schnelle Anwärmung, bevor ich im Interview auf die Beziehung zu dem Schüler komme. Schließlich ende ich mit der Frage, ob die Person dem Schüler eine Botschaft mitteilen möchte. Nach Beendigung der vier Rollentauschs schließe ich mit einer kurzen Auswertung dieses Gesprächs. Konkrete Rückfragen wie: „Was fällt Dir auf?“ oder „Was war neu für dich?“ unterstützen den Schüler in seiner Wahrnehmung und lassen ihn Fremdwahrnehmung erleben.

Die Auswahl der Symbole, die Positionierung (emotionale Nähe oder Distanz), die Charakterisierung und Aussagen zum Schüler

erweisen sich als umfangreiches Material für eine mögliche Fortsetzung in einer ggf. zukünftigen Beratungssituation. Vertrautheit und Freiwilligkeit des Schülers ebnet den Weg für eine Begegnung, die sich auszeichnet durch Ernsthaftigkeit und gegenseitige Wertschätzung.

Der Leiter ist aber auch gefragt, die Leitung nicht dem Jugendlichen zu überlassen, sondern selbst zu überlegen, was will ich sehen, bzw. welches Symbol möchte ich genauer betrachten und erläutert bekommen.

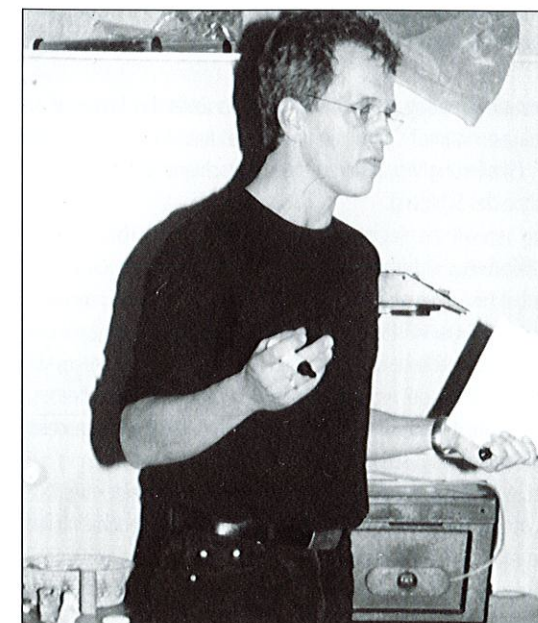
Vom zeitlichen Rahmen empfiehlt es sich, für das Erstgespräch 1,25 bis 1,5 Stunden anzuberaumen, denn es gilt, Vereinbarungen zu treffen, Organisatorisches zu besprechen und genug Zeit zur Exploration des Standbildes (IST-Zustand) des Jugendlichen zu haben.

Die folgenden Beratungsgespräche

In folgenden Beratungsgesprächen wäre es denkbar, darauf aufbauend, schwierige Beziehungssituationen in den Vordergrund zu holen und zu erhellen, um Wunschvorstellungen zu inszenieren, Handlungsalternativen zu entwickeln und Zukunftskonstellationen darzustellen.

Schließlich kann dies in Vereinbarungen / Verabredungen münden und in einem entsprechenden Zeitplan festgehalten werden, der beiden Seiten einen Überblick verschafft und zur Überprüfung von Handlungsschritten dienlich ist.

Die Gefahr der Problemzentrierung anstelle der Entwicklung zukünftiger Lösungsstrategien ist im Kontext der Beratungsarbeit mit Jugendlichen stets gegeben und kann dazu führen, dass Jugendliche ein abnehmendes Interesse entwickeln und nicht mehr bereit sind weiterzuarbeiten.



Meiner Erfahrung nach ist es wichtig, den Beratungszeitraum zu begrenzen und ggf. mit dem Jugendlichen neu auszuhandeln. Lustfördernde Themen wie Freizeitgestaltung oder „die Beziehung zum anderen Geschlecht“ sorgen auch immer wieder für Entlastung und mehr Leichtigkeit in der Beziehungs- und Beratungsarbeit.

Praxisbeispiele „subjektiver Wirklichkeit“ (IST-Zustand/soziales Atom)

1. Beispiel: Fritz – „Die vier wichtigsten Personen in meinem aktuellen Leben“

Erzieherin R.

Erzieherin S.

FRITZ

Erzieherin B.

Erzieherin A.

Die Erzieher der Jugendhilfeeinrichtung werden von Fritz am Rand gruppiert. Beide sind Mitte Dreißig.

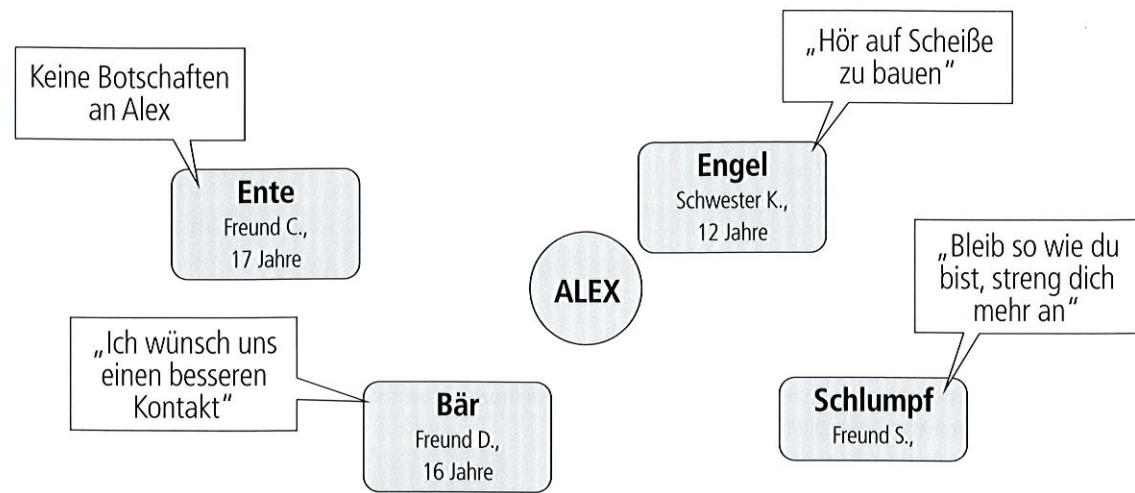
Die Erzieherinnen werden von Fritz rechts und links positioniert; beide sind altersmäßig eher als ältere Schwestern einzustufen und auch der Wunsch nach körperlicher Nähe lässt sich aus dem Standbild ableiten. Alle vier Personen kennt Fritz zu diesem Zeitpunkt erst seit 8 Wochen. (Beginn der Heimunterbringung)

Das Standbild zeigt Fritz mit jeweils zwei Frauen und zwei Männern (außen) an seiner Seite. Es spiegelt sein Leben in einer stationären Jugendwohngruppe, wo er seit kurzem lebt. Vorausgegangen war die Tatsache, dass er aus der Wohnung seiner Mutter ausziehen musste, da sein Stiefvater ihn für nicht tragbar hielt. Fritz ist das älteste von drei Kindern (17, 13, 4), alle Kinder haben unterschiedliche Väter; die vierjährige Schwester entstammt aus der Beziehung mit dem jetzigen Stiefvater, der Vater von seinem Bruder lebt in Ostdeutschland, von wo die Familie vor drei Jahren kam; zum Vater von Fritz gibt es überhaupt keinen Kontakt bzw. er hat ihn nie kennen gelernt.

Auffällig im Bild ist, dass die familiäre Wirklichkeit von ihm völlig ausgeblendet wird (d.h. er ihr keine Bedeutung zukommen lässt) und erst im Laufe des Schuljahres mit ihm im Gespräch thematisiert werden kann. Sein „apathisch“ wirkendes Verhalten deutet auf seine für ihn notwendigen Schutzmechanismen hin, die mit dieser „Menschenreihe“ (professionelle HelferInnen) auch sein Leben aufteilt in die Zeit vor seinem Auszug aus seinem elterlichen Zuhause (Vergangenheit) und sein jetziges Dasein in der Wohngruppe bzw. seinen weiteren Werdegang (Zukunft). Fritz ist körperlich und seelisch sehr zurückgeblieben und fällt im schulischen Alltag durch sein überaus angepasstes und teilweise kindliches Verhalten auf.

¹ Die hier zugrundeliegenden Praxisbeispiele haben sich z.T. zu Beginn des Schuljahres ergeben, da ich die Schüler zu einem „kleinen Aufnahmegespräch“ in mein Büro reihum eingeladen habe. Im Vorfeld habe ich mit den Lehrern die ersten „Eindrücke“ sortiert, um insbesondere Jugendliche in den Blick zu bekommen, die durch ex- oder introvertiertes Verhalten sich zu erkennen geben. Das Einzelgespräch und die daraus resultierenden Hintergründe sind sowohl für die Beratungsarbeit als auch die Arbeit im Klassenverband eine wichtige Basis, um auch im Team adäquate Handlungsweisen im Umgang zu entwickeln.

2. Beispiel: Alex



Legende zu den vier Personen im Rollentausch:

- Schwester K. (bin ehrgeizig – vertrauensvoll – nett ; Hobbies: Malen – Turnen – Freundinnen, teile mit Alex das Zimmer): Alex ist: locker drauf; teilt mit mir; hilfsbereit; „spielt sich manchmal als Papa auf, ist beim Thema Trennung der Eltern lockerer drauf“. Bezogen auf die Botschaft: ist schnell aggressiv / mehrfach schon Anzeige bekommen – Arbeitsstunden + soziales Training als Auflage.
- Freund C. (Bruder von Alex' Klassenkameraden, besuche die Wirtschaftsschule): Alex ist faul; clever, ist ein Teil der Clique mit S., viele Schlägereien, vertuschen gegenüber dem Vater, weil er Angst und Respekt vor ihm hat.
- Freund D. (mein Vater ist Franzose, Mutter ist Deutsche; bin hinterlistig, sonst o.k., Säufertyp): Alex macht viel mit ; ist auch Antreiber.
- Freund S. (in Eritrea geboren, bin jetzt fleißig, Berufswunsch Programmierer, wohne bei der älteren Schwester (24), bin erst vor kurzem aus N. weggezogen, kenne Alex von der ehemaligen Hauptschule, haben Spaß am Schlägern): Alex ist hilfsbereit, vertrauensvoll, lustig, hat Witz.

Die jüngere Schwester ist seine einzige Verbindung zu seiner Familie. Er spürt eine Fürsorgepflicht und „Ersatzvatergefühle“ und sie ist für ihn auch eine „Leidensgenossin“; insgesamt eher außergewöhnlich für einen jugendlichen Aussiedler, der sein Zuhause eher über die Peergroup definiert.

Als „Ente“, „Bär“ und „Schlumpf“ begleiten ihn seine Freunde mit unterschiedlicher Nähe; während seine Schwester ihm in Form eines „Engels“ zur Seite steht.

Die aufgeführten Zuschreibungen und sein außerschulisches Freizeitverhalten (Delinquenz) sind Ausdruck eines „obercoolen“ Jugendlichen, der mit Charme, Cleverness und Witz sein wahres Gesicht gut schützen kann und sich auch in seiner Persönlichkeit von der Gesamtgruppe heraushebt.

Im anschließenden Auswertungsgespräch zeigte sich der Schüler überrascht über seine eigene Offenheit. „Soviel wollte ich gar nicht von mir zeigen und sagen“. Diese Aussage darf als ein Beleg gewertet werden, dass diese Methode Jungen erreichen

kann und Sensibilität für ihre Situation schafft. Der Verfremdungseffekt durch den Rollentausch und eine entsprechende Anwärkung durch ein kurzes Rolleninterview ermöglichen Jungen, für eine bestimmte Zeitphase aus ihrer gewohnten Rolle auszusteigen und sich einer Betrachtung von außen anzunähern. Dabei habe ich Jungen erlebt, die sehr spielerisch dieses Angebot aufgenommen haben und wichtige Kompetenzen und Bedürfnisse außerhalb der schulischen Kategorien ans Tageslicht gefördert haben.

Einzelsitzung zum Thema „Zukunft erfahrbar machen bzw. entwickeln“

Dieses Praxisbeispiel schildert eine dritte Sitzung, die im Mai stattfand.

Im Eingangsgespräch erzählte mir ein Schüler von seinem Vorstellungsgespräch für einen Praktikumsplatz (10 Monate im Bereich Metall) in dem Arbeitsamtprogramm „Start 2000“. Das Ergebnis würde er Anfang Juni bekommen.

Meinen Vorschlag, mal die Stationen bis Ende des Jahres anzuschauen, nimmt er gerne an und richtet mit Stühlen eine Szene ein (Skalierung/Visualisieren einer Zeitschiene auf der inneren Bühne des Schülers).

Stationen:

IST → HSA Prüfung → Urlaub → START 2000 → Ende 2000
parallel dazu läuft der Wunsch:
drogenfreies Leben, Freundin

Ich fordere ihn auf, die Stationen zu personifizieren. Im anschließenden Rollentausch erzählt er als:

- HSA Prüfung: „W. hat ein bisschen Angst, was dran kommt. Er hat mich als Prüfung noch nie erlebt. In Englisch habe ich ihm vorab schon mal alte Prüfungen gegeben.“
- Urlaub: „In meiner Zeit will W. jobben, er braucht Geld für den Führerschein.“

- Start 2000: „Ich biete ihm einen Platz in Ostilden in unserer Einrichtung. Ich bin für ihn ein Sprungbrett in die Industriemechanikerausbildung, sein Wunsch. Wir haben 15 Plätze, weniger Theorie, weniger Ferien, aber ein Taschengeld in Höhe von 500 DM. Fehlzeiten führen zu Abmahnung und Ausschluss.“/„Spring so hoch wie du kannst, gib dein Bestes, ich bin eine Chance für dich!“ (Botschaft)

Während die Prüfungshürde für ihn absehbar und überschaubar ist (Vorbereitungen in den Pfingstferien), gibt es bei der Wiederholung des „Start 2000“ – Stuhls einige Irritationen. Mein Nachfragen verschafft keine Klarheit, daher schlage ich ihm vor, das Vorstellungsgespräch mit den beiden Vertreterinnen der Institution, Frau Hilger und Frau Edel, noch einmal kurz nachzustellen (ins Handeln kommen, ausagieren, explorieren). Vorab erzählt er mir, dass er sich verspätet hat und ein kleiner Eignungstest nicht so toll lief. Er beschreibt sich als nervös und wenig locker.

Im Rollentausch erzählt er als:

- Frau Hilger (Frau Edel stellte keine Fragen): „Ich bin noch recht jung, attraktiv und habe heute einen tiefen Ausschnitt! W. wirkt nervös, er ist ein ruhiger Typ und sehr kurz angebunden. Er könnte ein bisschen lockerer sein.“

Über diese Charakterisierung und Beschreibung müssen wir beide lachen und es herrscht ein unausgesprochenes männliches Einvernehmen. Seine Nervosität und Irritation werden sehr verständlich und er war sehr überrascht, mit zwei Frauen im Vorstellungsgespräch konfrontiert zu sein, was im Metallbereich eher untypisch ist.

Neben dieser netten Geschichte erhellt das Gespräch nochmals die wesentlichen Anforderungen an diesen Praktikumsplatz. Die Entfernungsproblematik rückt in den Mittelpunkt. Seine Fehlzeiten im BVJ-Schuljahr und der langer Anfahrtsweg bis nach Ostilden machen ihm die Anforderungen sehr deutlich; es ist für ihn ein Kontrastprogramm. Hierfür ist sehr viel Motivation gefragt, um das Projekt nicht von Beginn an zum Scheitern zu bringen. Ich schlage ihm vor, diese Problematik noch mal mit der Institution zu besprechen.

Mit diesen Eindrücken und z.T. offenen Fragen beschließen wir die Sitzung und verabreden uns für einen Termin nach den Pfingstferien.

W. zeigt sich sehr offen und dies bietet mir als Berater gute Ansatzmöglichkeiten. Diese amüsante Geschichte aus dem Vorstellungsgespräch schafft unter uns eine sehr gute Verbindung und ich spüre – auch ohne Worte – ein gutes Einvernehmen.

Der methodische Einstieg mit den Stationen schaffte einen guten „roten Faden“, der uns beide den Weg dieser Stunde immer wieder verdeutlichte.

Die parallel laufenden Punkte „drogenfreies Leben“ und „die Suche/Entscheidung für eine Freundin“ tauchen immer wieder auf und haben noch nicht genügend Beachtung gefunden. Der Aspekt Freundin als emotionale Unterstützung für diesen Prozess und jugendlicher Drogenkonsum als ständig lauernder Sumpf (Abkommen vom Weg) kristallisieren sich als signifikante Wegbe-

gleiter heraus. Diese Wünsche sind gleichzeitig tolle Angebote für eine Weiterarbeit!

Der Schwenk zu der Vorstellungsgesprächsszene war für mich auch ein wichtiger Moment, weil „der Pfad der Stationen“ kurz verlassen wurde. Er war gut eingebunden und wir konnten ihn als ein eigenes Mosaiksteinchen betrachten und flexibel gestalten.

Inhaltlich konnte der Kreis zum Ausgangspunkt geschlossen werden: „Wie viel Motivation brauche ich, wenn ich ein bestimmtes Ziel erreichen will? Was hindert mich? Wie und wo kann ich Unterstützung erfahren?“

Der psychodramatische Beratungsansatz

Dieser psychodramatische Beratungsansatz, d.h. in Szene setzen von subjektiven Wirklichkeiten – Veranschaulichung – gemeinsames Betrachten – Alternativen ausprobieren – Lösungsansätze vorab durchzuspielen, bietet Jungen die Möglichkeit, ihre Lebenswirklichkeit umfassender zu betrachten. Durch den Rollentausch werden gleichzeitig Fremdwahrnehmung praktiziert und neue Erkenntnisse für die eigene Wirklichkeit gewonnen. Der Ausblick bzw. die Vorwegnahme der Zukunft (berufliche Orientierung) vermittelt Jungen die Chance, unterscheiden zu lernen zwischen fördernden und hinderlichen Aspekten ihres zukünftigen Weges. Dieser handlungsbetonte und experimentierfreudige Rahmen kann sich für beide Beteiligten zu einem lebendigen Lernprozess entwickeln.

Im Kontext von Übergängen bedeutet dies auch, sich zu lösen von den Fixierungen auf das Erreichen des Hauptschulabschlusses und die Ausbildungsplatzsuche. Schüler formulieren Ziele, die geprägt sind von dem Wunsch nach Normalität, was im Zuge einer schwieriger werdenden Wirtschaftslage immer mehr in die Ferne rückt. Die Stabilisierung des sozialen Umfeldes, das Aushandeln von neuen Umgangsformen in der Familie oder der peer group durch Rollentausch mit Konfliktpartnern, die Übernahme von Verantwortung durch Auseinandersetzung mit der eigenen Wirklichkeit, das Erkennen verdeckter Ressourcen und ihre Nutzung für neue berufliche Orientierungen sind Chancen und Optionen, die verwirklicht werden können, wenn Jungen sich öffnen und sich in der Auseinandersetzung mit ihren Themen „berühren“ lassen. Dieses Unternehmen braucht einen langen Atem auf beiden Seiten und ein hohes Maß an Selbstreflexion und Empathie auf Beraterseite.

Kontaktadresse:

Johannes Jacobsen
Bellinostraße 56
72764 Reutlingen
Telefon: 071 21/27 98 40
hannes.jacobsen@web.de

„Integration und Qualifizierung durch Kulturarbeit – Kreative Wege in Arbeit“

Projektbeschreibung

„Future“, die Anlauf- und Beratungsstelle für junge Menschen im Übergang Schule-Ausbildung-Arbeit in Trägerschaft der Gustav Werner Stiftung, Deggingen, leistet seit April 1999 durch vielfältige sozialpädagogische Unterstützungsangebote einen Beitrag zur sozialen und beruflichen Integration junger Menschen (zwischen 14–27 Jahren), die besondere Hürden überwinden müssen, um einen Einstieg in Ausbildung oder Arbeit zu finden. Im November 2000 konnte durch die ESF-Förderung das Jugendberufshilfeprojekt „Future“ um Projekte im arbeitsweltbezogenen Jugendkulturbereich („Future-Culture“ – Integration durch Kulturarbeit) erweitert werden.

Die Jugendberufshilfe „Future“ entstand im Rahmen der Jugendhilfeplanung der Stadt Göppingen, in deren Verlauf festgestellt wurde, dass es kein Angebot für junge Menschen gibt, die sich nicht mehr beim Arbeitsamt oder anderen Institutionen melden. Seit Juli 02 ist die Jugendberufshilfe „Future“ best-practice Modell im Rahmen des Kooperationsprojekts Ikarus des Diakonischen Werkes und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Die Arbeitsschwerpunkte des Gesamtprojekts „Future“ lassen sich in folgende Teilbereiche untergliedern:

- Subjektorientierte Beratung und Begleitung Jugendlicher und junger Erwachsener im Übergang Schule-Ausbildung-Arbeit (Anlauf- und Beratungsstelle „Future“)
- Aufsuchende Jugendsozialarbeit durch Präsenz in der Lebenswelt Jugendlicher und niedrigschwelliger Kleinprojekte im jugendkulturellen Bereich („Future-Culture“)
- Schulbezogene Beratungs- und Bildungsarbeit zu Themen des Übergangs Schule-Ausbildung-Arbeit, insbesondere Kontaktaufnahme und weiterführende Beratung und Begleitung von Schulverweiger/innen
- Kooperation und Vernetzung mit allen relevanten Institutionen, Einrichtungen und Diensten im Übergang Schule-Ausbildung-Arbeit

Zielgruppe der Anlauf- und Beratungsstelle „Future“ und des Projekts „Future-Culture“ sind insbesondere

- BVJ-Schüler/innen, insbesondere Schulverweiger/innen und Schulabbrecher/innen
- Ausbildungs- und Maßnahmeabbrecher/innen
- Langzeitarbeitslose oder von Arbeitslosigkeit bedrohte junge Erwachsene
- Mädchen und Jungen, junge Erwachsene in schwierigen Lebenssituationen

Die personelle Ausstattung des Projekts Jugendberufshilfe „Future“ beläuft sich in der Zwischenzeit auf 4 Sozialpädagog/innen (drei Teilzeitstellen, eine Vollzeitstelle) und einen Vorpraktikanten.

Die Räumlichkeiten der Anlauf- und Beratungsstelle befinden sich im Stadtzentrum Göppingens und bestehen aus einem Büro- raum, einem Gruppenraum (offener Treff), sanitären Anlagen und einer Küche, einem Werkstattraum, einem Mädchenraum und einem Raum für Schulklassenaktionen. Des Weiteren wurde für arbeitsweltbezogene Jugendkulturprojekte ein kulturelles Jugendcafé und eine Werkstatt angemietet.

„Future-Culture“ – Integration durch Kulturarbeit

„Future-Culture“ richtet sich hauptsächlich an junge erwachsene Sozialhilfeempfänger, junge Arbeitslosenhilfeempfänger, Jugendliche mit BVJ-Schulabschluss zur Überbrückung des Übergangs in einen passenden Lern- bzw. Arbeitsort und alle anderen Jugendlichen, die sich im Rahmen ihrer Freizeit in Kulturprojekten engagieren wollen. Vor allem werden randständige Jugendliche angesprochen, die besondere Schwierigkeiten haben, sich in feste Rahmenstrukturen einbinden zu lassen.

Die bisherigen Projekte bestanden in einem Skate-Projekt, in dessen Rahmen Jugendliche Rampen, Pipes und andere Obstacles herstellten. Aus diesem Projekt entstand ein Team aus Jugendlichen, die dafür sorgten, das Skaten attraktiver zu gestalten, indem für Musik und Getränke gesorgt wurde. Dieses Team besteht nun seit einem Jahr, organisiert und führt Veranstaltungen in der Clinic und dem Café OP (Göppinger Veranstaltungsorte) durch, mit Unterstützung des Future-Mitarbeiters. Des Weiteren wurde im Rahmen eines Projektes eine Bühne gebaut, die an Interessenten verliehen wird. Die Organisation des Verleihsystems liegt weitgehend in den Händen der Jugendlichen. Auch besteht eine feste Theatergruppe, die immer wieder kurze Slapsticks aufführt, dazugehörige Kulissen entwirft und baut. Diese Darbietungen werden bei Gelegenheiten wie Kirchenbezirkstagen, Fachtagen und kommunalen Veranstaltungen zum Besten gegeben.

Das erste langfristig angelegte Projekt bestand aus dem Umbau eines alten Feuerwehrautos zur mobilen Beratungsstelle. Das Ziel bestand darin, durch gemeinsame Projektarbeit sowohl

berufsfachliche Grundlagen als auch personale, soziale und kommunikative Kompetenzen zu vermitteln. Das Projekt begann im November 2000 und wurde im Dezember 2002 weitgehend fertiggestellt. Ziel ist es, das Fahrzeug für zielgruppenorientierte Öffentlichkeitsarbeit, aufsuchende Jugendsozialarbeit und erlebnispädagogische Gruppenangebote der Jugendberufshilfe einzusetzen.

Die bereits geplanten Anschlussprojekte, die teilweise schon parallel dazu laufen bzw. liefen, bestehen aus dem „Future-Orchestra“, einem bisher Vier-Personen-Orchester, das sporadisch zusammentrifft, und medienpädagogischen Kleinprojekte, wie das Drehen eines Videofilmes u. ä..

Seit Februar 2002 konnte die Jugendberufshilfe auch räumlich erweitert werden, so dass dem Aufbau einer Mädchenwerkstatt nichts mehr im Wege stand. In diesem Rahmen werden künstlerisch-kreative Workshops für BVJ-Schülerinnen, Schulverweigerinnen und arbeitslose junge Frauen angeboten.

Theater spielen für 'nen Job? – Funktioniert das?

Dieses Projekt richtet sich vor allem an junge Menschen aus Jugendkulturszenen, für die klassische Qualifizierungsmaßnahmen nicht in Frage kommen, da diese sowohl am Interesse dieser Zielgruppe vorbeigehen, als auch die Jugendlichen nicht in der Lage sind, einen vollen Arbeitstag zu bewältigen. Es stellte sich die Frage, wie junge Menschen wieder so qualifiziert werden können, um einen Einstieg in Arbeit zu finden, gesellschaftsintegrative Aspekte berücksichtigt werden und genügend Raum bleibt, die persönlichen Belastungen und schwierigen Lebenssituationen bearbeiten zu können. Diese Szenenjugendlichen protestieren durch ihre Haltung und ihr Aussehen gegen bestehende gesellschaftliche Normen, kommen aber immer wieder an ihre Grenzen, und wünschen sich zum großen Teil doch nichts mehr als ein Leben so nah an der von uns definierten „Normalität“ als nur möglich. Das heißt, es musste ein Projekt kreiert werden, das dieses „Anderssein“ akzeptiert und trotzdem Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe bietet. Wichtig war vor allem der Aspekt, Begegnungen mit ganz unterschiedlichen Menschengruppen herzustellen, um den Abschottungstendenzen in der Szene zu begegnen. Außerdem durfte es kein Projekt sein, das morgens um 7.00 Uhr beginnt, denn die Zielgruppe hat schon seit längerer Zeit keine verlässliche Alltagsstruktur, hinzu kommen Probleme wie Sucht, Armut, Krankheiten, fehlende soziale Beziehungen, Kriminalität, schwierige Konfliktlösungsstrategien und Handlungsmuster. Nach dem Liverpooler Modell wurde die Idee der Qualifizierung durch Kulturarbeit/Theater geboren. Das Projekt läuft nun schon seit ca. drei Jahren und zeigt, dass die angesprochene Zielgruppe erreicht werden kann. Ferner besteht die Möglichkeit, sich in diesem Projekt auch nach der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit zu beteiligen, da die Proben und Veranstaltungen auch teilweise am Abend stattfinden. So kann ein aufgebautes soziales Netz weiter fortbestehen.

Die Proben sind für viele sehr anstrengend, da ein Drehbuch geschrieben werden muss, Texte auswendig und Rollen einstu-

diert werden müssen, es gilt, die Kulissen herzustellen, die Bühne instand zu halten, und vieles mehr. Das Proben gestalten sich durch die immerwährenden Wiederholungen für manche Jugendliche als Belastungsprobe. Im Vordergrund steht der Erwerb von Schlüsselqualifikationen, denn der Erfolg stellt sich nur ein, wenn alle Teilnehmenden an einem Strang ziehen. Ansonsten würden die Theaterstücke nie zur Aufführung kommen. Auch die Darbietung selbst bedeutet Aufbau der Bühne und der Kulissen, Installation von Ton- und Lichttechnik, Generalprobe und viel Lampenfieber.

Die Veranstaltungen selber stellen für die jungen Menschen eine völlig neue Erfahrung dar, wenn erst mal die Angst überwunden wurde, sich vor Publikum zu präsentieren. Sie stoßen beim Publikum auf Akzeptanz und werden in ihrem „Anderssein“ wahr- und ernst- genommen. Hier wird auch deutlich, welch überaus wichtiges Bindeglied zur Gesellschaft das Future-Team für diese Jugendlichen darstellt. Es werden Wege geebnet und Situationen herbeigeführt, in denen sich diese jungen Menschen kompetent erleben können jenseits ihrer jugendkulturellen Szene, die sie ohne die Begleitung und Betreuung des Future-Teams nicht verlassen würden.

Das Stück, das am Fachtag aufgeführt wurde, hatte den Titel „Markt des Lebens“ mit folgendem Inhalt:

Drei Jugendliche standen hinter verschiedenen Ständen mit der Bezeichnung Liebe, Freizeit und Arbeit und boten ihre Ware an. Am Stand Liebe wurden Beziehungen, Zärtlichkeiten, Eheseminare, Romantik, etc. angeboten. Am Verkaufsstand Freizeit wurden ein freier Tag, zwei freie Tage, drei freie Tage, eine freie Woche, etc. angeboten. Der Arbeitsstand bot Teilzeitarbeit, Vollzeitarbeit, Leiharbeit, Schichtarbeit, etc. feil.

Der junge Mann stellte sich am Stand „Liebe“ an und wollte ein Beziehungseminar kaufen. Die Verkäuferin legte ihm aber dar, dass er dazu zwei freie Tage benötige, da er ansonsten das Seminar nicht besuchen könne. Daraufhin wandte sich der junge Mann an den Stand „Freizeit“ und wollte zwei freie Tage kaufen. Der Verkäufer schickte ihn wiederum weiter zum Stand „Arbeit“, da er nur zwei freie Tage beanspruchen könne, wenn er Arbeit hat. Der zuständige Mitarbeiter der Arbeit verkaufte, bot ihm eine Stelle als Losverkäufer an. Er bot nun folgende Lose dem Publikum an: Arbeitslose, Obdachlose, Hoffnungslose, Herbstzeitlose, Perspektivlose, Gedankenlose, Freudlose, etc. Durch diese Arbeit konnten zwei freie Tage erwirkt werden und der junge Mann konnte somit das Beziehungseminar besuchen. Das Theaterstück machte deutlich, welch hohen Stellenwert Erwerbsarbeit in unserer Gesellschaft hat und in welcher Spirale sich arbeitslose junge Menschen befinden. Identifikation und gesellschaftliche Anerkennung wird immer noch über die Berufstätigkeit definiert.

Ausblick

Auf die Theatergruppe wurde in Sommer 2002 die Göppinger Polizei aufmerksam, die im Rahmen von Gewalt- und Suchpräventionstagen an Schulen eine längere Version des Theaterstücks aufführen möchte, das um die Aspekte Sucht in unter-

schiedlichen Formen erweitert werden soll. In der Zwischenzeit steht das Drehbuch zu diesem ca. 45-minütigen Stück und es liegen zwei weitere Anfragen vor.

Desweiteren wird eine Theatertournee durch Südeuropa geplant. Das Feuerwehrmobil dient als Tourneefahrzeug. Angedacht ist, dass Aktionstheater auf öffentlichen Plätzen und an Strandpromenaden veranstaltet wird. Eine Finanzierung hierfür steht leider noch nicht.

Kontaktadresse:

Jugendberufshilfe „Future“
 Gustav Werner Stiftung
 Schillerstr. 8 · 73033 Göppingen
 Tel.: 0 71 61/96 58 17 · Fax: 0 71 61/96 58 18
 gws-future@t-online.de · www.future.gws.de



Berufsorientierung als Lebensorientierung und Vermittlung von Lebenskompetenz – Eindrücke zum Fachtag aus Sicht der LAG Jungenarbeit Baden-Württemberg

Es war schon sehr erfreulich, wie viele Frauen und Männer der Einladung zu diesem Fachtag gefolgt waren. Bei genauerer Betrachtung fiel auf, dass die Zahl der Frauen größer als die der Männer war. Verschiedene Gründe mag es dafür geben, wohl arbeiten insgesamt mehr Frauen als Männer im sozialen Bereich, das war sicher sehr wesentlich. Jedoch als Erklärung nicht hinreichend, ist doch der Beruf gerade für Männer ein ganz wichtiges Thema, möglicherweise sogar das zentrale Thema . . .

Also ein zweiter Erklärungsversuch. Bei der Frage „(K)ein Job – und was dann?“ schwingen ja mehrere Themen gleichzeitig mit. Neben dem Thema „Schwierige Übergänge in Ausbildung und Arbeit“ mit dem Damoklesschwert Jugendarbeitslosigkeit sollte es bei dieser Tagung vor allem um die Frage der positiven Gestaltung beruflicher Optionen gehen, bzw. darum, diese angesichts vieler eher negativer Zugänge zum Thema erst einmal auszuwickeln und zu entwickeln.

Gerade auf der Seite der Männer ist (in den modernen Industriegesellschaften) eine Orientierung auf die Erwerbsarbeit hin von noch so zentraler Bedeutung für die männliche Normalbiografie, dass daneben recht wenig Platz bleibt für anderes. Diese Haltung betrifft natürlich auch die männlichen Professionellen – und dies ist vielleicht der eigentliche Grund, weshalb dieses Thema nicht so viele Männer angesprochen hat: Auf die Frage „(K)ein Job – und was dann?“ gibt es auf Männerseite einfach noch zu wenig kreative Antworten.

Die Aufgabe, Eindrücke von der Tagung zu schildern, ist auch die Frage nach dem Gemeinsamen und Trennenden zwischen den Geschlechtern, oder anders gesagt die Aufgabe, mal die zwei Seiten einer Medaille zusammen zu betrachten, mit dem jeweiligen geschlechtsbezogenen Blick. Dieses Thema war ja auch gleichsam die Grundmelodie der Veranstaltung. Dabei wurde deutlich, dass die Lebensentwürfe junger Frauen und Männer trotz gewisser Annäherungstendenzen weiterhin sehr unterschiedlich sind. Verkürzt zusammengefasst: Auf der Seite der Frauen wird über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf viel konkreter und differenzierter nachgedacht als noch bei den Männern, jedoch sind die beruflichen Optionen für (einen Teil der) Männer breiter gestreut.

Sicherlich ist es an dieser Stelle wichtig, gesellschaftliche Entwicklungen nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern zugleich auch schichtspezifisch zu betrachten, um in der Bewertung den zunehmenden „Modernisierungsrisiken“ Rechnung zu tragen, welche die Schere zwischen Arm und Reich, bzw. die Unterschiede in der Partizipation an den gesellschaftlichen Ressourcen

immer größer bzw. ungleicher werden lassen. Diese Schere zieht sich ja auch quer durch beide Geschlechter.

Die Vorträge

Die Referentin Patricia Pfeil vom SINE-Institut München skizzierte ein differenziertes Bild von den Lebensthemen junger Frauen. Familie und Beruf, beides ist den meisten Frauen wichtig und sie scheinen ihre Lebensentwürfe weder auf das eine noch auf das andere vollständig festzulegen. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den verschiedenen Lebensphasen oder als lebensgeschichtliches Phasenmodell (erst das, dann das, dann wieder das) ist damit für viele Mädchen und Frauen ein zentrales Thema. Allerdings finden sich auch andere Lebensentwürfe, die die mögliche Integration zugunsten eines Pols auflösen.

Im Gegensatz dazu formulierte Franz-Josef Krafeld von der Hochschule Bremen/Fachbereich Sozialwesen klar die Disposition zu eher eindimensionalen Orientierungen der (jungen) Männer auf ihr berufliches Werden, auf die Rolle des Familienernährers hin. Doch was passiert, wenn sich diese Option nicht realisiert oder eine Berufsbiografie immer wieder durch Arbeitslosigkeit gekennzeichnet wird? Gut herausgearbeitet hat Krafeld, dass die Orientierung von (jungen) Männern nur auf den Beruf heute nicht (mehr) ausreicht. Vielmehr geht es darum, männliche Lebensentwürfe zu erweitern, Beruf und Familie mehr zusammen zu denken, sich Erziehungszeit und Zeit für Familienarbeit bewusst zu nehmen. Dies auch auf dem Hintergrund, dass weiterhin davon ausgegangen werden muss, dass es in naher Zukunft keine Vollbeschäftigung in unserer Gesellschaft mehr geben wird. Insofern ist es wichtig, dass vor allem junge Männer, die z.B. aufgrund von Bildungsbenachteiligung, Migrationserfahrung oder durch sonstige Zusammenhänge marginalisiert und benachteiligt sind, auch auf die Bewältigung einer potenziellen Arbeitslosigkeit vorbereitet werden – und nicht nur auf eine durchgängige, bruchlose Erwerbsbiografie. In Bezug auf „arbeitsarme“ und arbeitslose Zeiten heißt das: diese Zeiten für sich (möglichst) nicht als nutzlos und entwertend erleben, sondern zu nutzen, um z.B. eigenen Interessen nachzugehen, soziale Kompetenzen zu erweitern, um diese Zeiten für sich im eigenen Erleben positiv zu füllen als Erweiterung von Lebenskompetenz. Hier liege eine wesentliche Aufgabe der Jugendberufshilfe in der Begleitung junger Männer.

Eindrücke aus dem Workshop: Entwicklungspotenziale geschlechtsspezifischer Arbeit. Ein Forschungsprojekt von IRIS im Rahmen des europäischen Projekts „YoYo – Youth Policy and Participation“

Die beiden Projekte, die in diesem Workshop vorgestellt wurden, waren beeindruckend. Das Atelier „Silhouette“ in München, das jungen Frauen eine Ausbildung zur Schneiderin ermöglicht, ist ein beispielhaftes, vielleicht auch einmaliges Modellprojekt. Beispielhaft ist das Konzept und das Ziel, das die Einrichtung verfolgt. Frauen unterschiedlicher Generationen lernen voneinander. Sie praktizieren Solidarität und erfahren den Wert einer Gruppe. Am Ende der Ausbildung stehen ein anerkannter Abschluss und die Gewissheit, Schönes schaffen zu können. Einmalig ist das Projekt womöglich auch deshalb, weil die Rahmenbedingungen und das Team stimmen. Man wird dieses Konzept nicht so ohne weiteres kopieren können, das war zumindest unser Eindruck. Aber wohl wird man sich mit diesen Zielen auf den Weg machen und im jeweiligen Umfeld und auf die Zielgruppe abgestimmte Projekte stricken können. Wenn, ja wenn die Finanzierung nicht immer wieder solche Modellprojekte über einen gewissen Zeitraum hinaus gefährden würde, wie es auch in den beiden vorgestellten Projekten der Fall ist. Das Modellprojekt „Türöffner“ in Stuttgart ist bereits eingestellt worden. Das drängt die Frage auf, welche Kontinuität für Projekte dieser Art sinnvoll ist und wer das Ende eines Projektes bestimmt? Die Finanzen oder die Erreichung eines Zieles?

Handlungsempfehlungen

Die pädagogische Rolle, verstanden als Schnittstelle zwischen der Welt der Erwachsenen und der Jugendlichen, nimmt auch in Kontext von „Jugend und Arbeit“ eine zentrale Rolle ein. Deshalb müssen Pädagoginnen und Pädagogen ihre Rolle und ihr Verständnis zur Erwerbsarbeit reflektieren und diese Haltung auch vermitteln – etwa, dass es „mehr“ als Arbeit gibt, was das Leben lebenswert macht, wo es wichtig ist, Verantwortung zu übernehmen, welche Balancen zwischen Beruf und Familie und welche Alternativen es geben könnte.

Für die konkrete Handlungsebene möchten wir anschließend die Kollegen Jantz und Grote zitieren, die in ihrem Artikel „. . . und dann werde ich Familienernährer“ (vgl. Jantz/Grote: Perspektiven der Jungenarbeit. Opladen: Leske & Budrich Verlag, 2002) auch unser Ansinnen gut auf den Punkt gebracht haben.

- Berufsorientierung muss geschlechtsbezogen gedacht und durchgeführt werden, da für junge Frauen und junge Männer unterschiedliche Ausgangspositionen und Perspektivbilder bestehen.
- In der Berufsorientierung von Jungen muss ihre Lebensplanung enthalten sein, um die einseitige Fixierung auf die volle Erwerbstätigkeit zu verändern, andere Lebensalternativen zu eröffnen und auch das Thema Vaterschaft und Verantwortung für Kinder zu einem Thema für junge Männer zu machen.

• Hierzu dient dann auch die Forderung nach der Einführung eines Praktikums im Handlungsfeld Erziehung/Reproduktionsarbeit bzw. Haus- und Familienarbeit. Dabei steht die Alternative „Hausmann“ neben Modellen von „Jobsharing“ und der Anerkennung beruflicher Tätigkeiten in der Kinderbetreuung oder Pflege.

• In Schule und Jugendsozialarbeit sind Inhalte wie „Soziales Training“, „Selbstwahrnehmung und Selbstbehauptung zu verstärken, um das Spektrum eigener Wahrnehmung bei den Jungen zu erweitern . . .“.

Kontaktadresse:

Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit
Baden-Württemberg
Schlachthausstr. 9 · 72074 Tübingen
Tel.: 0 70 71/25 26 03 · Fax: 0 70 71/25 26 04
info@lag-jungenarbeit.de · www.lag-jungenarbeit.de

Von der normativen zur lebensweltlichen Perspektive – Konsequenzen aus der Tagung für Mädchenarbeit und Mädchenpolitik aus Sicht der LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg

„das was anders ist anerkennen, ohne das Eigene des anderen festzuschreiben“

(HAGEMANN-WHITE 1998)

Die Tagung „(K)ein Job – und was dann? Berufliche und biographische Optionen junger Frauen und Männer“ ermöglichte, was mit der Perspektive der „Geschlechterdifferenzierung als Querschnittsaufgabe“ schon immer gefordert wurde: ein Thema, hier die Lebensplanung junger Frauen und Männer, insbesondere am biographischen Übergang zwischen Schule und Beruf, in den Blick zu nehmen und dabei konsequent sowohl nach Gemeinsamkeiten als auch ‚Eigenheiten‘ in den je nach Geschlecht unterschiedlich sich darstellenden Lebenslagen, Bewältigungsanstrengungen und zukünftigen Planungen zu fragen. Moderner ausgedrückt könnte man auch sagen, die Tagungskonzeption und -durchführung folgte dem Prinzip des Gender Mainstreamings insofern, als die Kategorie Geschlecht etwa in den Vorbereitungsarbeiten, in den Vorträgen, in den Praxisberichten etc. durchgängig mitgedacht wurde. Auf diese Weise gelang es, den Fokus weniger auf die Unterschiede zwischen jungen Frauen und Männern sondern mehr auf das jeweils ‚Eigene‘, auf das die jeweiligen Lebenslagen in ‚typischer‘ Weise Kennzeichnende, auf die Stärken und Problemfelder bei Mädchen und Jungen zu legen und so den Geschlechterdifferenzen einen Teil ihrer Dramatik zu nehmen. Überhaupt – so ein Fazit der Auseinandersetzung mit dem Tagungsthema – scheint uns der Blick auf die Unterschiede und der darin oft implizite Blick auf die Abweichungen von gängigen Normalitätsvorstellungen angesichts der Vielfalt der heute nebeneinander existierenden Lebensrealitäten, Orientierungen und Lebensentwürfe von Mädchen und Jungen nicht mehr sehr viel weiter zu helfen. Die bestimmende Zielrichtung sozialpädagogischer Unterstützung kann deshalb nicht mehr die der Kompensation von Benachteiligungen etwa der Mädchen gegenüber den Jungen, der Jungen ohne gegenüber denjenigen mit Job etc. sein. Es geht vielmehr um die Entdeckung der Vielfalt und die Bereitschaft zur Anerkennung des Anderen, ohne es in irgendeiner Art und Weise – als Benachteiligung, als Abweichung etc. – festzuschreiben zu müssen.

Zentrale Merkpösten und Handlungsempfehlungen

Vor diesem Hintergrund sollen hier noch einmal zentrale Merkpösten und Konsequenzen aus der Auseinandersetzungen mit dem Tagungsthema sowohl für die sozialpädagogische Arbeit mit

Mädchen als auch für die Mädchenpolitik abgeleitet werden. Diese lassen sich auf drei verschiedenen Ebenen formulieren:¹

- (a) in Bezug auf das ‚Verstehen‘ der Lebenslagen und Lebensentwürfe junger Frauen,
- (b) im Hinblick auf die sozialpädagogische Unterstützung junger Frauen und
- (c) auf der Ebene der Sozialpolitik bzw. sozialpolitischer Forderungen.

zu a) Lebenslage und Lebensentwürfe junger Frauen:

- In der breiten Diskussion um gesellschaftliche Modernisierungsprozesse steht immer eine Erkenntnis im Mittelpunkt der Überlegungen: historisch betrachtet waren die Optionen für Mädchen und Frauen für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung noch nie größer als heute, noch nie war aber auch der Druck so groß, sich in dieser Vielfalt und Offenheit selbst zurechtzufinden, das eigene Leben in die Hand zu nehmen und die gegebenen Handlungsspielräume aktiv nutzen zu müssen. Die uns im Vortrag von Patricia Pfeil vorgestellten Lebens-themen sind ein Spiegel dafür, welche unterschiedlichen Wege mit welchem unterschiedlichen Ausmaß an Handlungssicherheit, Zielstrebigkeit und Zufriedenheit von den jungen Frauen eingeschlagen werden. Diese Vielfalt macht deutlich, dass das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf als übergreifende Kategorie für die Fragen, welche Mädchen in diesem biographischen Übergang beschäftigen, zu kurz greift. Und der „doppelte Lebensentwurf“, also die Verbindung von Beruf und Familie (bzw. Kind), stellt bei weitem nicht für alle junge Frauen das erstrebenswerte Ziel ihrer Lebensplanung dar.

- So wichtig der Hinweis auf die Vielfältigkeit der Lebensvorstellungen der jungen Frauen auch ist, er darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vereinbarkeitsfrage – auch wenn von den jungen Frauen nicht als ihr zentrales Lebensthema formuliert – aufgrund der nach wie vor weitgehend geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung immer noch eine primär von Frauen zu bewältigende Aufgabe darstellt. Es sind eben v.a. die Frauen, die etwa die mangelnd ausgebaute Infrastruktur für außerfamiliäre Kinderbetreuung irgendwie ausgleichen müssen, die gefragt sind, wenn die Organisation von Versorgung und Pflege älterer Familienangehöriger ansteht; kurz: die für diese gesellschaftlich ungelösten Probleme individuelle Lösungen finden müssen. Dass diese strukturellen Aspekte von den

jungen Frauen nicht als zentrale Faktoren ihrer Lebensplanung thematisiert werden, ist nur ein weiterer Beleg dafür, wie die Vereinbarkeitsfrage immer ‚mitläuft‘ und gewissermaßen ‚hinter dem Rücken‘ der jungen Frauen Einzug hält in ihre Lebensplanung (vgl. dazu die Untersuchungen über das von der Vereinbarkeitsthematik bestimmte Berufswahlverhalten junger Frauen).

- Aus den vorgestellten Lebensthemen lassen sich aber auch noch ganz andere Fragestellungen ableiten, die junge Frauen im Nachdenken über ihr aktuelles und zukünftiges Leben thematisieren und bei der Auseinandersetzung mit diesen sie, zwar in unterschiedlichem Ausmaß, auf (sozialpädagogische) Unterstützung angewiesen sind: die Entwicklung eigener Beziehungs- bzw. Partnerschaftsvorstellungen und die Anstrengungen zur Realisierung von Beziehungen, in denen die eigenen Vorstellungen auch umgesetzt werden können; die Neubestimmung der Beziehungen zur Herkunftsfamilie, zur Mutter, dem Vater, den Geschwistern etc. und damit einhergehend die Entwicklung eigener, von den familiären Vorstellungen unabhängiger Perspektiven; die Suche nach eigenen Orientierungen im Sinne eigener Präferenzen, Werte, Normen, an denen sich die individuelle Lebensgestaltung und zukünftige Planungen ausrichten können; das Bedürfnis nach sozialer Integration, auch und insbesondere dann, wenn sie drohen, den Anschluss an den Arbeitsmarkt durch eine Lehrstelle o.ä. zu verlieren.

zu b) Für die sozialpädagogische Unterstützung (in der Jugendberufshilfe) von Mädchen und jungen Frauen bedeutet dies v.a.:

- die Vielfalt in den Lebens- und Bewältigungsmustern wahrzunehmen und sie in ihrer Unterschiedlichkeit anzuerkennen, ohne diese – gemessen an Normalitätsvorstellungen, wie ein „normales“ Mädchen zu sein hat, was ein „normales“ Mädchen in einem jeweiligen Biographieabschnitt zu tun hat etc. – zu bewerten;
- die jungen Frauen in ihren gesamten lebensweltlichen Zusammenhängen ebenso wie ihrem biographischen Geworden-Sein kennen lernen zu wollen; auf diese Weise können soziale Ressourcen erschlossen und Netzwerke aufgebaut werden (sozialräumliche Perspektive) ebenso wie ein Zugang gefunden werden zu individuelle Entwicklung blockierenden Konfliktfeldern und deren lebensgeschichtlicher Verankerung (biographische Perspektive);
- die einseitige Arbeitsmarktfixierung in der Jugendberufshilfe aufzugeben zugunsten einer an der Lebenswelt der jungen Frauen ausgerichteten Unterstützung; also eine auf den gesamten Lebenszusammenhang (siehe die oben stellvertretend genannten Bereiche Partnerschaft, Herkunftsfamilie, Möglichkeiten sozialer Integration unabhängig vom Arbeitsmarkt) gerichtete Unterstützung mit dem Ziel der Erhöhung individueller Bewältigungskompetenzen insbesondere in prekären Lebenslagen;

- die Bedürfnisse und Anliegen der jungen Frauen selbst zum Ausgangspunkt der Zusammenarbeit zu machen und diese nicht mit vorgefertigten Curricula zuzudecken; der zunehmend inflationär gebrauchte und damit immer mehr verflachende Leitgedanke der Partizipation muss dafür neu aufgegriffen und in seiner Bedeutung als Arbeitsprinzip geschärft werden;

- Subjektorientierung und Partizipation heißt aber nicht, junge Frauen alles alleine machen zu lassen bzw. alle von ihnen gefundenen Lösungswege und Bewältigungsmuster gut zu finden; es erfordert genauso die Thematisierung von Konflikten, die Auseinandersetzung um die Konsequenzen des eigenen Handelns, um die Optionen, die sich mit der Wahl einer bestimmten Lebensform eröffnen oder verengen etc.;

- PädagogInnen, die mit Mädchen arbeiten, müssen sich selbst immer wieder mit den Fragen auseinandersetzen, wie viel ‚Eigensinn‘, Stärke und Durchsetzungskraft sie den Mädchen zugestehen können, ob einseitige Orientierungen etwa an den Stärken bzw. Schwächen, am ‚normalerweise‘ Erwartbaren die jeweils anderen Seiten negieren und Projektionen der PädagogInnen darstellen in Bezug auf eigenes verhindertes Stark- bzw. Schwach-Sein, auf eigene Normalitätsvorstellungen. Die eigenen Vorstellungen müssen auch dahingehend reflektiert werden, inwiefern eine eigene Fixierung auf Erwerbsarbeit als zentrales, sinnstiftendes Moment der Lebensvorstellungen das Nachdenken und die Offenheit für neue, von den jungen Frauen selbst bestimmte ‚Normalitäten‘ verhindert.

zu c) Politisches Handeln:

- Vor dem Hintergrund der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Fragestellungen und Bedingungen der Lebensplanung und Übergangsgestaltung ist der differenzierte Blick auf Mädchen und Jungen – trotz beobachtbarer Angleichungsprozesse zwischen den Geschlechtern – keineswegs obsolet geworden, weder in Forschung, sozialpädagogischer Praxis noch in der (Sozial)Politik. Das Prinzip des Gender Mainstreamings ist deshalb offensiv zu nutzen als Argumentationshilfe zur politischen Durchsetzung der aus der sozialpädagogischen Praxis heraus entwickelten Standards und Leitlinien für eine geschlechterdifferenzierte Unterstützung von Mädchen und Jungen.

- Die oben diskutierte Vielfalt in der Lebensgestaltung und -planung der jungen Frauen ebenso wie die geforderte Offenheit für deren ‚Eigensinn‘ in den sozialpädagogischen Unterstützungsangeboten muss auch einen Niederschlag in der von der Politik gesteuerten Förderungspraxis von Modellprojekten oder neuen Ansätzen etwa in der Jugendberufshilfe oder der Mädchenförderung finden. Solange in den Richtlinien das ‚Fitmachen für den Job‘ – auch wenn es längst nicht mehr für alle einen gibt – als zentrale Zielrichtung vorgegeben bleibt, bzw. Programme für Mädchen stets auf den ‚Abbau von Benachteiligungen‘ (ihre scheinbar geringere Technik- und Medienkompetenz, ihr enges Berufswahlspektrum etc.) ausge-

¹ Einige der im Folgenden formulierten Merkpösten treffen für Mädchen und Jungen gleichermaßen zu. Hier wird der Fokus auf die Mädchen und junge Frauen gerichtet.

richtet sind, tun sich ganzheitlicher ausgerichtete und weitgehend auf Partizipation setzende Projekte in der Umsetzung schwer, bzw. sind zum Finden von ‚Umwegen‘ herausgefordert, wie solche Ideen unter anders lautenden Programmüberschriften doch noch realisiert werden können (vgl. dazu auch Krafeld in diesem Band).

- Politisches Handeln im Interesse von Mädchen und jungen Frauen (im Rahmen der LAG Mädchenpolitik) muss auch künftig auf zwei miteinander verbundenen ‚Standbeinen‘ vollzogen werden: erstens auf einer offenen Kommunikations- und Einmischungskultur mit allen relevanten Gruppierungen, mit Frauen und Männern, die auf unterschiedlichsten Ebenen mit Mädchen und Jungen zu tun haben und sich für deren Belange einsetzen (Politik, Verbände, LAG's, Forschungsinstitute etc.); zweitens auf dem Diskurs und Austausch unter Frauen, zur Selbstvergewisserung ebenso wie zur kritisch selbstreflexiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Handeln, mit etablierten Selbstverständlichkeiten und notwendigen Entwicklungsbedarfen.

Kontaktadresse:

Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik
Baden-Württemberg
Siemensstr. 11 · 70469 Stuttgart
Tel./Fax: 07 11/8 38 21 57
info@lag-maedchenpolitik-bw.de
www.lag-maedchenpolitik-bw.de

